

iwk

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST



ALLTAG WISSENSCHAFT KUNST

- HUBERT CH. EHALT
ALLTAG - WISSENSCHAFT - KUNST
- HUBERT CH. EHALT
ALLTAGSGESCHICHTE
- HANS HOVORKA / LEOPOLD REDL
STADTERNEUERUNG VON UNTEN
- ELISABETH BRUGGER
DAS OTTAKRINGER STADTTTEILPROJEKT
- GERO FISCHER
FOTOGRAFIE ZWISCHEN KUNST UND ALLTAG
- FOTODOKUMENTATION
„WIENER ALLTAG - ALLTAG DER WIENER“
- GERALD JATZEK
LACHEN, WEINEN, DENKEN - VOLKSTHEATER SCHREIBEN HEUTE
- LITERATURWERKSTATT
„ARBEIT DER ZUKUNFT“
- PROJEKT „ERZÄHLTE GESCHICHTE“
- ARBEITSTAGUNG
„ORAL HISTORY PROJEKTE“
- IWK-BIBLIOTHEK
- IX. INTERNATIONALES WITTGENSTEIN-SYMPOSIUM
- BUCHBESPRECHUNGEN

WISSENSCHAFT KUNST AKTUELLES BUCHBESPRECHUNGEN

Salzburger Post

iwk INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

Heute 20 Uhr Steffensplatz

„Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“

„Index librorum prohibitorum“

„Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“

„Was Österreicher nicht lesen sollten“

„Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“

„Index librorum prohibitorum“

„Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“

„Was Österreicher nicht lesen sollten“

„Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“

„Index librorum prohibitorum“

„Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“

„Was Österreicher nicht lesen sollten“

„Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“

„Index librorum prohibitorum“

„Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“

„Was Österreicher nicht lesen sollten“

„Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“

„Index librorum prohibitorum“

„Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“

„Was Österreicher nicht lesen sollten“

„Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“

„Index librorum prohibitorum“

„Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“

„Was Österreicher nicht lesen sollten“

„Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“

„Index librorum prohibitorum“

„Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“

DIE VERBRANNTEN BÜCHER · 10. 5. 1933

Redaktion: Alfred Pfoser und Friedrich Stadler

52 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, S 25,-

Alfred Pfoser: Öffentliche Reaktionen in Österreich auf die Bücherverbrennungen 1933

Herbert Exenberger: Bibliotheken in Österreich 1933-1945

Friedrich Stadler: Die Zerstörung der wissenschaftlichen Vernunft 1933-1945

Ernst Hanisch: „Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“. Zur Bücherverbrennung in Salzburg am 30. April 1938

Werner Reiss: „Index librorum prohibitorum“. Zur Geschichte der katholischen Zensur

Materialien
Auszug aus der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“, 1938-1942. Mit Schwerpunkt Österreich. Rezensionen verbotener Bücher. „Was Österreicher nicht lesen sollten.“

Neuere Jugendliteratur über Faschismus
Literatur zum Thema

SCHRIFTENREIHE DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

Komitee für Alternativen zum Psychologengesetz

Auseinandersetzung zwischen Vereinsmeierei, Demokratisierung und Experten herrschaft

Außer-universitäre psychologische Ausbildungen in Österreich

iwk INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

87 Seiten, S 40,-

iwk am Beispiel
ELSASS
ITALIEN
ÖSTERREICH

INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

Hrsg.: Hans und Gerlinde Haid
117 Seiten, S 79,-



EDITORIAL

Am 1. September nimmt die vom IWK neu eingerichtete *Pädagogische Forschungsstelle* vor allem für Grundlagen, Geschichte und Theorie der Erwachsenenbildung ihre Tätigkeit in den Räumen des IWK (Zweigstelle Museumstraße) auf. Die Leitung hat Dr. Friedrich Stadler, AHS-Lehrer, Volksbildner und Wissenschaftshistoriker, übernommen. Die neue Stelle wird zur Kooperation mit allen auf diesen Gebieten tätigen Institutionen (Volkshochschulen, Bildungswerke, Büchereien, Renner-Institut, Kinderfreunde, Österreichisches Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum u. a.) und mit Personen, die in dieser Richtung wertvolle Erfahrung gesammelt haben, in Kontakt treten. Selbstverständlich wird sie auch mit jenen Gruppen (anderen Forschungsstellen, Seminaren, Arbeitskreisen) innerhalb des IWK zusammenarbeiten, deren Arbeit ihr Tätigkeitsfeld berührt. Die *Pädagogische Forschungsstelle* wird als Träger einschlägiger Projekte dienen. Daneben werden Forschungsprojekte bearbeitet, die sich aus der eigenen Zielsetzung ergeben (etwa: Geschichte und Theorie der österreichischen Volksbildungsarbeit, Klärung der Begriffe *Volksbildung* und *Arbeiterbildung*, didaktische Pilotstudien für Kursmaterialien, Konzepte für einschlägige [Wander-]Ausstellungen, österreichische Erwachsenenbildung im Exil). Konkret wird in nächster Zeit im Rahmen des „Entwicklungsplans des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst für ein kooperatives System der Erwachsenenbildung“ gearbeitet. Im wesentlichen sollen alle Versuche einer wissenschaftlich fundierten Erwachsenenbildung, besonders auch im Hinblick auf soziales Lehren und Lernen, weitergeführt werden. Für Anregungen, Informationen und Kooperationsmöglichkeiten wird die *Pädagogische Forschungsstelle* gerne zur Verfügung stehen.

Univ. Prof. Dr. Alfred Gisel
Präsident

ALLTAG – WISSENSCHAFT – KUNST

Hubert Ch. Ehalt Alltag – Wissenschaft – Kunst	2
Hubert Ch. Ehalt Alltagsgeschichte Neue Fragestellungen – partizipatorische Ansätze	3
Hans Hovorka/Leopold Redl Stadterneuerung von unten	7
Elisabeth Brugger Das Ottakringer Stadtteilprojekt	10
Gero Fischer Fotografie zwischen Kunst und Alltag	12
Fotodokumentation „Wiener Alltag – Alltag der Wiener“	15
Gerald Jatzek Lachen, Weinen, Denken – Volkstheater schreiben heute	20

AKTUELLES

Literaturwerkstatt „Arbeit der Zukunft“	21
Projekt „Erzählte Geschichte“	22
Arbeitstagung „Oral History Projekte“	22
IWK-Bibliothek	23
IX. Internationales Wittgenstein-Symposium	23

BUCHBESPRECHUNGEN

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST NR. 1

39. JAHRGANG 1984

1090 Wien, Berggasse 17/1 Telefon 34 43 42
1070 Wien, Museumstraße 5 Telefon 93 13 82

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Karl Sablik. Alle 1090 Wien, Berggasse 17/1. Satz: schubert filmsatz gesmbh, Druck: J. H. Pospisil, 1170 Wien, Taubergasse 15.

Hubert Ch. Ehalt

ALLTAG – WISSENSCHAFT – KUNST

Vorbemerkung zu den Beiträgen dieses Schwerpunkt- heftes

Die aktuelle Praxis und Wirklichkeit der Wissenschaften – insbesondere auch derer, die sich mit dem Menschen in seiner gesellschaftlichen Existenz beschäftigen – und der Künste haben einiges gemeinsam:

- Wenige Forscher, Experten und Künstler produzieren für wenige „Auserwählte“, für andere Experten und Privilegierte, Erkenntnisse und Werke, die häufig recht wenig mit gesellschaftlichen Problemen zu tun haben.
- Auch dort, wo Wissenschaftler und Künstler ihre Arbeit als gesellschaftliche Aufgabe verstehen, die sie mit einem emanzipatorischen Interesse betreiben, gelingt es ihnen nur selten, aus diesem Zirkel herauszutreten.
- Lehre, Vermittlung und Didaktik sind weder im Bereich der Wissenschaft noch in dem der Kunst hochgeschätzt und gratifiziert; man überläßt sie gerne und bereitwillig Lehrern und Pädagogen, die im Netz der Strukturen des Bildungssystems ihre Weisheiten den sozialen Unterschieden gemäß verteilen.
- Hohe Bildung und Umgang mit „hochkulturellen Gütern“ (Museen, Galerien, Theater, Oper etc.) sind – wie auch immer man dies bewerten mag – nur einem kleinen Teil der Bevölkerung zugänglich.

Die Misere des Wissenschafts- (ich beziehe mich hier vor allem auf die Kultur- und Sozialwissenschaften) und Kulturbetriebs liegt, wenn man die hier gegebene zugegebenermaßen sehr vereinfachende Darstellung zusammenfaßt, auf zwei Ebenen:

Die Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften klammern in den Hauptanstrengungen ihrer Tätigkeit das alltägliche Leben der Menschen, die Sphären direkter persönlicher Betroffenheit (Arbeitsalltag, Familie, Sexualität, Wohnen usw.) aus ihrem Forschungsspektrum aus. Das, was an Wissen über Geschichte und Gesellschaft durch die Schulen und Medien vermittelt wird, läßt daher die zentralen Lebensbereiche, in denen sich jeder bewegt und in denen ein demokratisches, politisch aktives Handeln zu allererst stattfinden könnte, in einer Sphäre des gleichsam Natürlichen und damit scheinbar Unveränderbaren. In den Künsten – in der etablierten Hochkultur ebenso wie in den meisten Avantgarden – ist die Kluft zwischen den Intentionen und Werken einerseits und den alltäglichen Problemen der Menschen andererseits noch größer. Die kunstverwaltenden Institutionen (Akademien, Museen, Denkmalämter, Theater und Opernhäuser, kunsthistorische Institute usw.) sind überdies noch immer weitgehend von einem Selbstverständnis

bestimmt, das gerade im Außeralltäglichen, Elitären und Unzugänglichen seinen Hauptakzent hat.

Kultur und Politik erscheinen im Medium der skizzierten Wissenschaft und Kunst der Tendenz nach als Tätigkeit, Leistung und Reservat kleiner Elitegruppen, während den Ausdrucks- und Lebensformen der Mehrheit der Menschen Geschichte und Kultur abgesprochen wird; ein Zustand, der sich zuletzt auch noch als unveränderbar ausgibt. Mit dem Verdikt der Kulturlosigkeit wird zugleich ein wichtiger Aspekt der Menschenwürde aberkannt. Personen, Klassen, Gruppen, denen Geschichte und Kultur abgesprochen werden, weil sie den herrschenden tradierten kulturellen Normen nicht nachkommen, wird eine wesentliche Möglichkeit der Identitätsfindung genommen.

Die Misere bezieht sich jedoch nicht nur auf die *Inhalte* kulturwissenschaftlicher Forschung und künstlerischer Produktion, die ja durchaus lebensbezogen und emanzipatorisch sein könnten und auch manchmal sind; es ist auch der Umgang mit ihnen, ihre Vermittlung, die subtilen Selektionsmechanismen der *Bildung*, durch die nur wenige in ihren Genuß kommen; und es ist die Ausschließlichkeit, mit der für die feudale und für bestimmte Aspekte der bürgerlichen Vergangenheit Kultur und Geschichte in Anspruch genommen werden.

Die Verbannung von alltäglichen Lebenszusammenhängen und Problemen aus den Bezugsfeldern von Wissenschaft und Kunst hat in diesen beiden Bereichen eine unterschiedliche Geschichte, die hier nicht dargestellt werden kann. In dem vorliegenden Themenheft geht es vielmehr um die Vorstellung von Ansätzen in den Bereichen von Wissenschaft und Kunst, Bildungs- und Kulturarbeit, die die große Kluft schließen wollen, die im aktuellen gesellschaftlichen Bewußtsein zwischen der Welt der Kunst und der Wissenschaft einerseits und der des Alltags auf der anderen Seite besteht. Gemeinsam ist den dargestellten Ansätzen, daß sie von einem sehr weiten Kulturbegriff, der Kultur historisch und in der Gegenwart als Lebenszusammenhang deutlich zu machen sucht, ausgehen; Kultur soll als Einheit begriffen werden können, und nicht aufgesplittet in „Hochkultur“ und „Alltagskultur“. Dahinter steht nicht zuletzt ein gesellschafts- und kulturpolitisches Anliegen, denn diese Segmentierung, so fiktiv und ideologisch sie ist, dient in der Gegenwart zur Legitimierung und Festigung hierarchischer Strukturen und elitären Bewußtseins. Ein wesentlicher Aspekt dieser Anstrengungen besteht in der Suche nach kommunikativen und partizipatorischen Formen von Wissenschaft, in denen die Kluft zwischen den Subjekten und Objekten der Forschung, zwischen Wissenschaft und politischer Bildung und zwischen Kunst und Kulturarbeit aufgehoben ist.

Hubert Ch. Ehalt

ALLTAGSGESCHICHTE

Neue Fragestellungen – partizipatorische Ansätze

„Geschichte von unten“, Alltagsgeschichte und Alltagskultur sind Begriffe, die auf ein neues, weitgestreutes historisches Interesse, auf neue Fragestellungen und Methoden der Geschichtswissenschaft und auf Projekte hinweisen, bei denen die Grenzen zwischen einer engagierten Forschung und einer aktivierenden Bildungs- und Kulturarbeit verfließen. Die Geschichtswerkstätten, Stadtteilarbeits- und Aktionsforschungsinitiativen, über die unten berichtet wird, wurzeln im wesentlichen in zwei Problem- und Diskussionszusammenhängen.

- Einerseits in einer Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaft, die ihren gesellschaftlichen Stellenwert und Nutzen und damit auch Fragestellungen, Methoden und Vermittlungsbemühungen überdenkt und eine Neuorientierung in Richtung einer alltägliche Lebenszusammenhänge thematisierenden Wissenschaft sucht. Eine Reihe der so engagierten Forscher fordert dabei die Aufhebung der überkommenen Arbeitsteilung zwischen Experten und Laien: Forschung und Vermittlung, Analyse und politische Aktion sollen näher zusammenrücken, die Betroffenen in den Prozeß der Aufarbeitung ihrer Geschichte und ihrer Probleme einbezogen werden.

- Andererseits in der Situation einer institutionellen und außerinstitutionellen Erwachsenenbildungs- und Kulturarbeit, die erkennen muß, daß sie mit ihren Initiativen und Angeboten häufig gerade an den Bedürfnissen und Problemen derjenigen vorbeigeht bzw. diese gar nicht erreichen kann, die den größten Hilfestellungs- und Emanzipationsbedarf in unserer Gesellschaft haben: Land- und Industriearbeiter, Lehrlinge, Fremdarbeiter, Bewohner von strukturschwachen Regionen und von Abbruchvierteln usw. Konsequenz daraus ist das Engagement in Initiativen, die sich um die Verlagerung ihres Tätigkeitsbereiches in den Lebensraum der Betroffenen bemühen.

„Alltag“ und „Kultur“. Neue Paradigmen der Geschichtswissenschaft?

Dort, wo die Geschichtswissenschaft in den letzten anderthalb Jahrzehnten den Charakter einer „historischen Sozialwissenschaft“ annahm, traten Ereignisse und Personen in den Hintergrund. Sozialen Prozessen und Strukturen galt hier nun das primäre Forschungsinteresse. Diese Entwicklung, so wichtig und wünschenswert sie für die Überwindung historischer Positionen war, barg in sich zweifellos auch Schwächen und Gefahren. Der historische Ablauf, gesellschaftliche Prozesse wurden dabei so abstrahiert, daß sie an Authentizität, Greifbarkeit und Nachvollziehbarkeit verloren. Ein einseitiger Primat der Quantifizierung machte die Behandlung gesellschaftlicher Probleme – sei es unter soziologischem oder historischem Aspekt – im schlechten Sinn abstrakt, brachte vielfach nur Faktenhuberei in neuem positivistischem Gewand, die nicht selten ein „Umschlagen von Aufklärung in Positivismus, den Mythos dessen, was der Fall ist“

bedeutet (M. Horkheimer, T.W. Adorno). Die Kluft zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen der Geschichte und den persönlichen Geschichten, zwischen der Wissenschaft und ihren „Objekten“, den eigentlich Betroffenen, blieb bestehen, und der didaktische Anspruch einer sich emanzipatorisch verstehenden Wissenschaft geriet ins Hintertreffen.

Demgegenüber fragen neuere Forschungen zur Alltagsgeschichte, wie bestimmte Lebensbedingungen von den Betroffenen wahrgenommen, erlebt und gestaltet wurden. Anstatt diejenigen, die von früheren gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen als Objekte definiert wurden, ausschließlich in ihren „objektiven“ ökonomischen und rechtlichen Bedingungen darzustellen und so in ihrem Objektstatus zu belassen, versucht man ihre Subjektivität zu rekonstruieren. Es ist ein Perspektivewechsel von der bloßen Skizzierung objektiver Lebensbedingungen, deren genaue Kenntnis von der ernstzunehmenden Forschung in diesem Bereich weiterhin als unabdingbar angesehen wird, zum Verständnis sozialer Wahrnehmungsformen und soziokultureller Verhaltensweisen.

Eine Schwierigkeit, die der Erschließung der Lebenswelt der einfachen Leute in der Familiengeschichte- und in der Protestforschung, aber auch in der Thematisierung des Arbeitsalltags bisher entgegenstand, lag zweifellos in der spezifischen Qualität der Quellen – obrigkeitliche Akten, Kirchenmatrikel, Konskriptionslisten, Informationen über Herkunft, Arbeitstechniken und Fabrikordnungen –, in denen die Wahrnehmungs- und Bewältigungsformen der Betroffenen meist nur sehr gebrochen zum Ausdruck kommen. Für die Erforschung der Alltagsgeschichte der letzten sieben bis acht Jahrzehnte bietet die „Oral History“ die Möglichkeit, durch Gesprächsbeziehungen mit Zeitzeugen an der Produktion der Quellen mitzuwirken. Auf die Probleme bei der Arbeit mit „mündlicher Geschichte“, die ähnlich umstritten ist wie das Konzept der Alltagsgeschichte insgesamt, kann ich hier nicht eingehen. Es steht jedoch außer Diskussion, daß die Arbeit mit mündlichen Quellen den aufwendigen Einsatz einer differenzierenden Quellenkritik notwendig macht; denn Erinnerungen sind keine objektiven Spiegelbilder vergangener Wirklichkeit oder Wahrnehmung. Unter Beachtung der methodischen Probleme liefert die mündliche Geschichte entgegen den Einwänden der Kritiker ebenso valide Quellen wie die herkömmlichen schriftlichen Zeugnisse – ohne jedoch die erhoffte besondere Ursprünglichkeit und Authentizität zu erfüllen: „Natürlich gibt's auch von unten keine Instant-history – so als ob man einem alten Mann nur das Mikro hinzuhalten brauchte, und dann spräche aus dem roten Großvater der Weltgeist selbst“, wie Alltagshistoriker Lutz Niethammer salopp formuliert.

Aus dem bisher Gesagten lassen sich zwei Hauptprobleme der Alltagsgeschichte herausarbeiten.

- Einmal ist es die Unschärfe des Alltagsbegriffs, der mit den unterschiedlichsten Konnotationen gebraucht werden kann. Was ist eigentlich „Nicht-Alltag“? Die Feiertage? Nicht routinisierte Gesellschaftsbereiche? Bürgerliche Lebenssphären im Gegensatz zum Arbeiterleben? Das Leben der Hochgestellten und Mächtigen im Gegensatz zum Leben der „einfachen Leute“? Die „Haupt- und Staatsaktionen“ im Gegensatz zu den Ereignissen des täglichen Lebens? Das Berufsleben im Gegensatz zum

Privatleben? usw. Diese Liste ist alles andere als vollständig; außerdem stehen die angeführten Gegensatzpaare in einem historischen Prozeß, in dem sie als solche überhaupt erst entstanden, divergieren oder konvergieren. ● Andererseits ist zu fragen, ob Lokal- und Alltagsgeschichte eine bloße Residualkategorie ohne eigenständigen Erklärungswert ist, mit deren Hilfe die Linien der „großen Geschichte“ – globale Modernisierungsprozesse, Klassenkämpfe etc. – im Detail anschaulich gemacht werden, oder ob sie ihre eigenständige strukturierende Dimension hat. Und wenn dem so ist, muß man fragen, wie sich eine Theorie, die ihre Begriffe in der empirischen Untersuchung konkreter Erfahrungen bildet, mit dem zweifellos vorhandenen Systemcharakter der modernen Gesellschaft verbinden läßt. Martin Broszat meint, daß es „gerade um das Sichtbarmachen der oft beträchtlichen Kluft zwischen der (weitgehend nur basis-empirisch) feststellbaren Realität gesellschaftlich-politischer Erfahrungen und den mehr oder weniger abstrakten Gesellschaftstheorien“ geht, „die vom jeweiligen Führungspersonal nationaler Großgruppen bestimmt werden“.

Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Betriebsgeschichte „von unten“

Die Entwicklung eines demokratischen Umgangs mit Geschichte setzt aber auch noch an einer anderen Stelle an. Während sich in Schulen, Ämtern und Betrieben Ansätze einer Mitbestimmung der unmittelbar Betroffenen erkennen lassen, sind die – Männer –, die Geschichte, im Sinne von Wissen über das Vergangene, machen, noch immer weitgehend akademische Spezialisten, wie Historiker, Archivare, Lehrer, Publizisten, Kulturbürokraten, die unter Ausschluß der Betroffenen arbeiten. Gegen diese Praxis sind in den letzten Jahren Beteiligungs- und Selbstgestaltungsformen im Bereich der Aufarbeitung geschichtlicher Erfahrungen entstanden: „Geschichtswerkstätten“, Stadtteilgeschichtsprojekte, Projekte, die Betriebsgeschichte von unten erarbeiten, durchwegs Initiativen, die Vergangenheit unter Beteiligung der Betroffenen gleichsam von unten neu aufarbeiten.

Gemeinsam ist diesen Projekten, so unterschiedlich die Motive ihrer Teilnehmer und ihre Fragestellungen sonst sind, daß

- sie Vergangenheit aus der Sicht und – wenn möglich – unter aktiver Beteiligung derjenigen, die sie als Betroffene erlebt haben, von unten erarbeiten;
- sie auf die möglichst genaue Rekonstruktion eines begrenzten regionalen, lokalen oder sozialen Milieus in Gemeinde, Landstrich oder Wohnviertel abzielen und das Große und Ganze nationaler Herrschaft und Kultur beiseite lassen;
- sie versuchen, sich mit der eigenen Geschichte auch der eigenen Identität zu versichern – der eines Berufsstandes, einer Stadtviertel- oder Dorfbevölkerung, einer Fabriksbelegschaft usw.;
- sie sich von der etablierten Historikerzunft deutlich abgrenzen, sich als „Erinnerungsarbeiter“ verstehen, die häufig im letzten Augenblick mit Notizblock und Tonband dokumentieren, was sonst kaum andere Quellen bewahren: das häufig widersprüchliche Puzzle vom Leben der „kleinen Leute“.

Geschichte einerseits und kollektive Erfahrungen andererseits sind, wie oben ausführlich dargestellt wurde, im Wissenschaftsbetrieb und im öffentlichen Bewußtsein mit unterschiedlichen inhaltlichen Vorstellungen verbunden. Einer Geschichte der landespolitisch relevanten Ereignisse und Personen oder einer abstrakten Strukturgeschichte kann die Mehrzahl der Bevölkerung die selbst erlebte Geschichte nur punktuell unter dem Aspekt der Abhängigkeit zuordnen. Die unterschiedlichen Initiativen und Projekte einer „Geschichte von unten“ gehen daher von den Bereichen unmittelbarer persönlicher Betroffenheit aus. Stadtteil und Arbeitsplatz im Betrieb, Büro oder Amt sind dabei die Orte, an denen Identifikation aus der Erfahrung der individuellen Existenz im gesellschaftlichen Kontext entsteht.

Der Stadtteil ist der Ort, wo sich historisch gewordene Strukturen und großstädtische Monopolisierung verbinden. Hier existiert eine räumlich vermittelte soziokulturelle Identität, die sich aus gemeinsamer Geschichte, gemeinsamen Alltagserfahrungen und kommunikativen Beziehungen – lokalisiert in Läden, Vereinen, Gasthäusern, Wohneinheiten und informellen Treffpunkten – zusammensetzt. Alltagserfahrung im Stadtteil oder am Arbeitsplatz vermittelt trotz aller in ihr enthaltenen Frustrationen das Gefühl von Kompetenz und Expertentum.

Das Recklinghausener Projekt

Im Recklinghausener Stadtteil Hochlarmark, der um die Jahrhundertwende durch den Bergbau entstand und durch ihn geprägt wurde, machte sich ein Geschichtsarbeitskreis von 13 Frauen und 9 Männern – Bergleute im engen und im weiteren Sinn – an die Arbeit. Ausgangspunkt war eine Initiative der Volkshochschule, die in ihrem Arbeitsplan eine Gesprächsrunde mit folgendem Text ausschrieb:

„Wissen Sie noch...? – Hochlarmarker erzählen. In diesem Arbeitskreis soll erzählt und festgehalten werden, wie es in Hochlarmark früher war, wie der Stadtteil entstanden ist, wie er sich entwickelt hat, wie man gelebt und gearbeitet hat... Aus Erzählungen, Berichten, Fotos, Briefen, Dokumenten und Sachen soll eine ‚Chronik Hochlarmark‘ entstehen, die die gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung beschreibt und kundtut.“

Bei den Treffen des Arbeitskreises wurden zu einzelnen historischen Abschnitten oder Themen kurze Referate (Ergebnisse von Archivstudien) gehalten, die anschließend durch die Erzählungen der Teilnehmer bestätigt, ergänzt, korrigiert und auf alle Fälle mit Leben erfüllt wurden. Schwerpunkte kristallisierten sich heraus: Zechenbau, Einwanderung aus dem Osten, Familie, Wohnen, Schule, Gewerbe und Handel, Gewerkschaften, Vereine, Verbände und Parteien, wirtschaftliche und kommunalpolitische Entwicklung usw.

Das gesammelte Material wurde von der Arbeitsgruppe gesichtet und zu einer Ausstellung aufbereitet, die unter dem Titel „Kohle war nicht alles“ in Recklinghausen gezeigt wurde. In einem weiteren Arbeitsschritt wurde von der Projektgruppe das „Hochlarmarker Lesebuch“ zusammengestellt. Es schildert in einem chronologischen Abriß die Geschichte des Bergarbeiterorts von der Entstehung um die Jahrhundertwende bis zum heutigen Leben in

Hochlarmark. Die lebendige, mit persönlichen Erinnerungsberichten, Fotos und Dokumenten reich ausgestattete Darstellung der Arbeits- und Lebensbedingungen fällt dabei nie auf die Ebene einer nostalgischen und harmonisierenden Heimatkunde zurück.

„Grab wo du stehst“*

„Vor 100 Jahren sagten wir, daß die Geschichte Schwedens die Geschichte seiner Könige sei. Jetzt sieht man das als altmodisch an. Die Geschichte der schwedischen Industrie wird aber immer noch als die Geschichte ihrer Besitzer und Direktoren betrachtet“, schreibt Sven Lindqvist, Initiator des „Dig where you stand“ (Grabe wo du stehst)-Projekts in Schweden, das bereits zur Legende avantgardistischer Kulturarbeit gehört. Angeregt wurde Lindqvist durch seine Arbeit über einen multinationalen Konzern; dabei fiel ihm der ungeheure Gegensatz zwischen der Selbstdarstellung des Unternehmens und dem Schicksal der Menschen auf, die für dieses Unternehmen arbeiteten. Als er sich in der Folge der Industriegeschichte Schwedens zuwendete, mußte er feststellen, daß die Situation in einem Land, das seit einem Jahrhundert industrialisiert ist und in dem die Arbeiterbewegung über Jahrzehnte eine zentrale politische Kraft darstellt, kaum anders ist: Die Sicht der am meisten Betroffenen war in den offiziellen Annalen ausgeblendet.

Lindqvist begann mit seinen Recherchen bei der Geschichte der schwedischen Zementindustrie. Aus der Auswertung von Haushaltsbudgetuntersuchungen – in Schweden wurden ab 1912 ausgewählte Arbeiter- und Mittelschichtfamilien von der Regierung aufgefordert, für einige Monate genau über Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen – und Oral-History-Interviews entstand ein plastisches Bild des Alltags in den Bereichen von Arbeit, Familie, Schule und Freizeit. Um seine Erfahrungen weiterzugeben, verfaßte Lindqvist ein Arbeitsbuch, mit dessen Hilfe sich Laien an die Aufarbeitung lokaler Betriebs- und Alltagsgeschichte machen konnten. In den einzelnen Kapiteln wird die Bedeutung der jeweiligen Fragestellung – z. B. die Frage nach der Rolle der Gewerkschaften – herausgearbeitet; andererseits werden ganz konkrete Hinweise gegeben (Adressen einschlägiger Archive, Literaturhinweise, Kontaktmöglichkeiten usw.).

„Dig where you stand“ entwickelte sich in Schweden zu einer populären Bewegung, in der sich die Suche nach individueller und kollektiver Identität – aus der Rekonstruktion von Alltagsgeschichte – mit dem Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen verbindet.

Aktionsforschung und soziokulturelle Animation

In Frankreich verbindet seit etwa zehn Jahren die „Action culturelle“ den Gedanken der Demokratisierung mit der Suche nach dezentralisierten kollektiven schöpferischen Aktionen. Jean Hurstel, der Initiator der „Action culturelle“, und seine Mitarbeiter gingen seit 1977 in die Dörfer im lothringischen Kohlerevier nahe Saarbrücken, um dort eine „Montage des Kollektivgedächtnisses“ (montage sur la memoire collective) anzuregen. Sie suchen dabei nach dem unbekanntem Gesicht der Region, nach der ungeschriebenen Geschichte dieser lothringischen Grubensiedlungen; und die einfachen Leute

rufen diese Geschichte anhand ihrer Erinnerungen wach. Den Ausgangspunkt formuliert Hurstel so:

„Man muß nur wissen, daß die Leute etwas zu sagen haben, und man muß ihnen helfen, es auszudrücken; dann wird man überrascht sein über den großen Reichtum, auf den man stößt.“

Im Jahr 1982 legte die interdisziplinär besetzte „Projektgruppe Fohnsdorf-Aichfeld-Murboden“ einen Band vor, der die Geschichte einer österreichischen Kohlenbergwerksgemeinde (das Bergwerk wurde Ende 1980 geschlossen) mit dem „generellen Anliegen ... einer Aktivierung der von der Schließung direkt betroffenen Bevölkerung“ erarbeitet, „um gemeinsam ... Lösungsansätze für die weitere Entwicklung des Ortes und der Region“ zu entwerfen. In der Vorbemerkung zu dem Projektbericht heißt es:

„Volkswundliche, soziologische und psychologische Untersuchungen über den von der Bergbauschließung geprägten Wandel der Arbeitssituation und der zwischenmenschlichen Beziehungen sollen dabei die Bestandsaufnahme der ökonomischen, ökologischen und energiepolitischen Strukturveränderungen ergänzen und ein übergreifendes Gesamtbild der derzeitigen endogenen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Situation vermitteln. Parallel zu diesen von der Projektgruppe zu leistenden wissenschaftlichen Anteil soll ein kontinuierliches Gesprächs- und später Arbeitsklima mit der Bevölkerung aufgebaut werden, um gemeinsam umfassende Lösungsstrategien für die Problemregion Aichfeld-Murboden zu entwickeln.“

Die Mitglieder der Projektgruppe wollen dabei mit ihrem wissenschaftlich-animatorischen Anliegen an eine Tradition anknüpfen, die von Friedrich Engels' Untersuchung über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ (1844) zu der Studie von M. Jahoda, P.F. Lazarsfeld und H. Zeisel über „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933) reicht.

Eine Reihe von Initiativen setzte in den letzten Jahren in Sanierungsgebieten an, in denen – bedingt durch mangelnde Investitionen und Spekulationsinteressen – eine Verslumung eingesetzt hat. Sanierungsmaßnahmen greifen – wenn man die gängige Praxis im Auge behält – fast immer einschneidend in die gewohnten Lebens- und Wohnverhältnisse ein und können über drastische Mieterhöhungen bis zum erzwungenen Umzug in andere Stadtgebiete führen; gewordene Sozialstrukturen und Nachbarschaftskontakte werden dadurch zerstört. Die Betroffenen – Rentner und Pensionisten, einkommensschwache Arbeiterfamilien, insbesondere auch Ausländer – stehen diesen Ereignissen erfahrungsgemäß sprach- und hilflos gegenüber; sie haben meistens große Schwierigkeiten, ihre individuellen Ansprüche anzumelden bzw. diese in kollektivem Handeln erfolgreich durchzusetzen. Hier setzen Projekte an – initiiert fast durchwegs von außen (Volkshochschulen etc.) –, die sich darum bemühen, die durch Gewöhnung angeeigneten lokalen Geschichtserfahrungen und den Wert der Architektur hinsichtlich ihrer historischen Bedeutungsgehalte mit den Betroffenen gemeinsam zu erarbeiten und damit die Voraussetzungen für ein solidarisches Bewußtsein kollektiver Interessen zu schaffen. Ein Beispiel für eine geglückte Initiative dieser Art bieten die Ereignisse um

die Arbeitersiedlung Eisenheim im Ruhrgebiet. Aus der unmittelbaren Betroffenheit der Bewohner, die sich mit den ihre Lebenswelt zerstörenden „Sanierungsplänen“ nicht abfinden, entstand ein Interesse an der Geschichte der Siedlung. In der folgenden Projektarbeit, bei der Wissenschaftler und Bewohner zusammenarbeiteten, entstand für die Betroffenen die Chance, sich als Subjekte eines von ihnen gestaltbaren historischen Prozesses zu entdecken.

Chancen und Gefahren: Alltagsgeschichte zwischen Neohistorismus und kommunikativer Geschichtswissenschaft

Die neuen Ansätze einer „Kulturgeschichte des Alltags“, einer „Geschichte von unten“ bergen in sich jedoch, wie bereits angedeutet wurde, nicht unerhebliche Gefahren. Bereits im September 1981 warnte der Bielefelder Historiker Hans Ulrich Wehler in einem Artikel in der ZEIT vor „romantisch verklärendem Pseudorealismus“, der sich „liebevoll borniert“ in „antiquarische Details der Proletarierexistenz“ vertiefe und dabei unscharf und unsystematisch „auf der Jagd nach Exzerpten“ verzettelte. „Der Bauernbandit als neuer Heros“ – so der Titel des Aufsatzes von Wehler – renne „ohne Einbettung in ein umfassenderes Geschichtsbild“ in „eine Sackgasse“ der Theorielosigkeit. Die neuen Alltagshistoriker unterlägen leicht, so Sozialhistoriker Jürgen Kocka, der Gefahr nostalgischer „Idyllisierung der vorindustriellen Lebenswelt des Volkes . . . , deren Enge und Not, Bedrückung und Bössartigkeit“ unterschätzt würden, und befänden sich mehr oder minder auf der „Flucht vor der Anstrengung des Begriffs“. Diese Kritik an der Alltagsgeschichte, die sich um Begriffe wie „Sozialromantik“ und „Neohistorismus“ lagert, ist überall dort berechtigt, wo die Beschreibungen und Erzählungen, in der Soziologie die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung, als Zugang zum „fait total social“ angesehen werden; Formen des Alltagslebens und komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge bleiben dabei unvermittelt.

Eine andere Tücke der neuen Alltagsgeschichte liegt in der Tendenz zu einer Art „grünen Geschichtsschreibung“, die mit einer zum Teil sicher berechtigten Kritik an den Arbeiterorganisationen – als „Fallgrube der Organisation“ (Dieter Groh) – die Organisierbarkeit von Interessen überhaupt in Frage stellt.

Ein Plädoyer für die alltagsgeschichtliche Perspektive – als „Ergänzung, Erweiterung und Bereicherung“ (H.U. Wehler), als integraler Bestandteil oder als Anti-

these strukturgeschichtlich orientierter Wissenschaft – erscheint angesichts des noch immer sehr schwachen Standes einer qualitativen Sozialgeschichte, die Mentalitäts-, Milieu- und Kulturforschung betreibt, nicht notwendig zu sein; sie bietet im besten Fall die Chance einer größeren Genauigkeit in der Erfassung des Strukturellen. Die theoretische Durchdringung ist bei der Lokalstudie, bei der lebensgeschichtlichen Rekonstruktion der Biographie eines Arbeiters (eines Bauern, eines Bürgers, eines Adligen usw.) ebenso notwendig wie bei der Analyse eines politischen Ereignisses oder einer Herrscherbiographie.

Chancen, aber auch Probleme ergeben sich schließlich aus dem Anspruch einer kommunikativen Geschichtswissenschaft, die sich mit Dokumentation und Analyse nicht zufrieden gibt. Der Historiker, der mit der Methode der „mündlichen Geschichte“ an der Produktion der Quellen mitwirkt, gerät durch die Gesprächsbeziehung mit den Zeitzeugen in eine veränderte Praxisbeziehung – ähnlich der des Soziologen, der in teilnehmender Beobachtung „soziale Realitäten“ erforscht. Die Diskussion der Dokumentationen und Interpretationsansätze mit den Interviewpartnern oder den Gruppen, die diese umgeben, kann in kritische Aneignungsprozesse münden. Vorrang hat dann nicht mehr die Publikation und deren Diskussion in einer wissenschaftlichen Öffentlichkeit, sondern der Lernprozeß, der in der Gruppe abläuft. Der Weg zu einer kommunikativen Geschichtswissenschaft, in der die Barrieren zwischen Forschung und emanzipatorischem Engagement, zwischen wissenschaftlicher Analyse und animatorischer Kulturarbeit, zwischen Subjekten und Objekten der Erkenntnis fruchtbar aufgehoben sein werden, ist jedoch erst begonnen.

Weiterführende Literatur

Richard van Dülmen (Hg.), Kultur der einfachen Leute, Bayerisches Volksleben vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, München 1983.
 Hubert Ch. Ehalt (Hg.), Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien, Graz, Köln 1984 (erschien Ende März).
 Heiko Haumann (Hg.), Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung, Berlin 1982.
 Hochlarmarker Lesebuch, 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte, Oberhausen 1981.
 Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt/M. 1980.
 Gerhard A. Ritter (Hg.), Arbeiterkultur, Königstein/Ts. 1979.
 Wolfgang Ruppert (Hg.), Erinnerungsarbeit. Geschichte und demokratische Identität in Deutschland, Opladen 1982.

* Im IWK hat sich zu Beginn des Jahres eine Arbeitsgruppe konstituiert, in der über Möglichkeiten diskutiert wird, „Dig where you stand“-Gruppen auch in österreichischen Betrieben zu initiieren.

Hans Hovorka / Leopold Redl

STADTERNEUERUNG VON UNTEN

Das Problem

Stadterneuerung als baulicher Umstrukturierungs- und Anpassungsprozeß begleitet die Entwicklung der Städte faktisch seit deren Bestehen. Im gegebenen Bedeutungszusammenhang bezieht sich der Begriff auf die gebietsbezogene Lenkung von Erneuerungsmaßnahmen als Aufgabenbereich der öffentlichen Hand. Davon zu unterscheiden wäre jene „alltägliche“ oder „selbsttätige“ Erneuerung, die ausschließlich nach Rentabilitätskalkülen abläuft. Zwischen beiden Erneuerungsformen besteht genau genommen eine wechselwirksame Abhängigkeit.

Die Funktionsbestimmung staatlicher und kommunaler Intervention in den Prozeß der Stadtentwicklung – und damit in der Stadterneuerung – ist es, die vielfältigen ökonomischen und politischen Interessensfelder ausgleichend zu regulieren, sodaß im Sinne politischer Planung keine Selbstblockierung entsteht. Konkret bedeutet dies ökonomisch, daß die öffentliche Hand räumlich dort Investitionsanreize schaffen soll, wo private Bau- und Modernisierungstätigkeit aufgrund verminderter Verwertung nicht mehr stattfindet. Zur Überwindung der Desinvestition und zur Integration in den gesamtstädtischen Funktionsablauf steht ein breites Spektrum zur Verfügung, das von direkten baulichen Eingriffen in die Substanz über Subventionierung bis hin zu Infrastrukturmaßnahmen reicht.

Gelingt es über Maßnahmen des öffentlichen Sektors, die Investitionsbarrieren in strukturschwachen Gebieten zu überwinden, wird nachfolgend die realmarktorientierte Erneuerung in Schwung kommen. Neben den wirtschaftlichen Abhängigkeiten hat eine Erneuerungspolitik – um als solche eine Legitimierung zu erfahren – in bestimmter Weise auch die sozialen Probleme zu berücksichtigen. Dies betrifft vor allem die Wohn- und Lebensverhältnisse in Sanierungsgebieten und die mit „Erneuerung“ indizierten Veränderungen im Sozialgefüge alter Stadtteile.

Die herrschende Praxis

In Österreich wurde der Anspruch zu einer umfassenden Erneuerungspolitik spätestens mit dem 1974 erlassenen Stadterneuerungsgesetz (STEG) postuliert. Im Unterschied zur BRD etwa kennt das als Verfahrensgesetz konzipierte Instrument keine formell geregelte Berücksichtigung der sozialen und ökonomischen Situation der betroffenen Bewohner. Primär ist das STEG auf die Anhebung des Wohnungsstandards – und zwar von Neubauwohnungen – ausgelegt. Diese baulich-ökonomische Orientierung bestimmt im wesentlichen auch die anderen erneuerungspolitischen Instrumentarien.

In den fortgeschrittensten Modellen österreichischer Erneuerungspraxis hat sich zur lokalen Problemerkennung die Vorgangsweise der „integrierten Gebietsbetreuung“ herausgebildet. Dabei soll die Kooperation zwischen Bevölkerung, Verwaltung und Bezirksvertretung durch die – als dezentrale Organisations- und Anlaufstelle verstandene – Einrichtung erreicht werden. Trotz unzweifel-

hafter Vorteile dieser Organisation und Vorgangsweise gegenüber rein auf Bauberatung orientierte Modelle zeigen die Erfahrungen mit „Gebietsbetreuung“ bisher doch sehr deutlich, daß von diesen keine erheblichen bevölkerungsaktivierenden Wirkungen ausgegangen sind.

In den Vollzugsablauf eines zu erstellenden „Planes“ (Flächenwidmungs- und Bebauungsplan, Erneuerungskonzept) eingespannt, ist eine Linie vorgegeben, die es nicht erlaubt, in langwierigen Abschweifungen in den „Problem“- und „Konfliktdschungel“ von Erneuerungsgebieten effektiv vorzudringen. Zudem erweist sich der politische Erfolgsdruck, der auf der Gebietserneuerung lastet, als so drückend, daß eine zur Problematisierung notwendige Konfliktaustragung nicht „stattfinden darf“. Vielmehr richtet sich die gebräuchliche Reaktionsweise von Verwaltung und lokalpolitischen Instanzen auf die Neutralisierung von Bevölkerungsimpulsen und den damit eingeleiteten Prozeß des Meinungsaustausches.



Foto: Redl

„Reale Stadterneuerung“

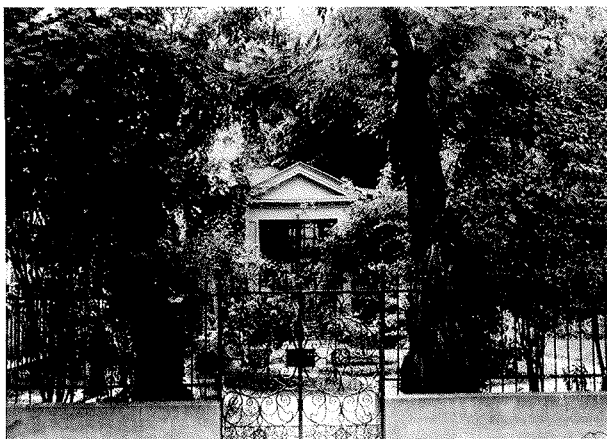
Voraussetzungen für eine Stadterneuerung von unten

Stadterneuerung „von unten“, als eine sozialorientierte Vorgangsweise, die das initiative und selbstbestimmte Handeln der Betroffenen als Zielsetzung hat, bedarf – um sich als solche überhaupt erst formulieren zu können – verschiedenster Voraussetzungen. Voraussetzungen, die in den jeweiligen Gebieten selbst geschaffen werden müssen, die „von außen“ heranzutragen und die durchaus auch „oben“ zu verankern wären.

Als grundlegende Orientierung müßte eingeführt werden, daß die zu erstellenden Konzepte und Maßnahmen primär der Erhaltung und Sicherung des Wohn- und Lebensraumes der ansässigen Bevölkerung dienen sollen. Eine Strukturverbesserung hätte danach nicht einen abstrakten Bedarf, sondern die konkreten Probleme und Möglichkeiten der Gebietsbewohner als Ausgangspunkt zu nehmen. Neu zu interpretieren ist in diesem Zusammenhang die Rolle der Betroffenen hinsichtlich ihrer inhaltlich-gestaltenden Kompetenz, das, was man als Expertenschaft bezeichnen kann. Wir glauben, daß eine wesentliche „Produktivkraft“ der Stadterneuerung dabei bisher verschüttet blieb: das Alltagswissen der Menschen. Dieses erfaßt – im Unterschied zu den segmentierten Sichtweisen der Planer – den Zusammenhang von baulicher Umwelt und sozialen Prozessen unmittelbar.

Um zu diesem „Schatz“ vordringen zu können, müssen wir zu allererst unsere professionelle Geheimsprache zurücklassen, Auge und Ohr unvoreingenommen öffnen. Die Aufarbeitung von lebensgeschichtlichen Zusammenhängen, bei der die Geschichte eines Stadtteiles und die seiner Bewohner an die Oberfläche kommt, hat gleichzeitig retrospektiven und aktivierenden Charakter. Aus den geschichtlichen Gebietserfahrungen können Positionen für die Probleme von „heute“ gewonnen werden, die ihrerseits ein wesentliches Element für eine zu entwickelnde Gemeinwesenarbeit wären.

Auf seiten der Verwaltung und der politischen Entscheidungsträger müßte eine umfassende Demokratisierung des Planungs- und Durchführungsprozesses Platz greifen. Dies würde u. a. die reale Verlagerung von Planungs- und Verwaltungskompetenzen auf Gebietsebene, die kompensatorische Förderung von sozial schwachen Bevölkerungsgruppen und die Unterstützung von Initiativen bedingen. Bei den Umsetzungsmaßnahmen wären die verschiedensten Formen von Selbst- und Nachbarschaftshilfe nach Maßgabe der Bewohnermöglichkeiten zu fördern.



„Verborgene Welt der Höfe“

Foto: Redl

Zum Beispiel Gumpendorf

Die Projektgruppe EIGISTA (Eigeninitiativen in der Stadterneuerung) untersucht im Rahmen der Wohnbauforschung (Bautenministerium) seit Sommer 1982 die Voraussetzungen einer sozialorientierten und bevölkerungsaktivierenden Stadterneuerung in und am Beispiel Gumpendorf. Das Gebiet stellt aufgrund seiner Vorgeschichte in Sachen „Stadterneuerung“ sicher ein extrem schwieriges Untersuchungsfeld dar.

Gumpendorf liegt im westlichen Teil des 6. Bezirkes und weist eine gute Lagequalität im Stadtgefüge auf. Nach üblichen städtebaulichen Klassifikationen – die primär auf bauliche Indikatoren abgestützt sind – kann das Stadtviertel im Vergleich zu anderen alten und dicht bebauten Stadtgebieten Wiens nicht als Problemgebiet im eigentlichen Sinne bezeichnet werden. Geradezu im Umkehr tradierter Problemdefinitionen von verfallsbedrohten Gebieten, zeichnet sich Gumpendorf durch eine hohe bauliche Erneuerungsdynamik aus. Ein Erneuerungsprozeß, der seine Ursache in der Standortgunst und der baulichen Unternutzung der Grundstücke hat,

und in keinem Verhältnis zum baulichen Zustandsprofil steht.

Diese Form der Gebietsentwicklung wurde einleitend als „alltägliche“ oder „selbsttätige“ Erneuerung bezeichnet. Sie bewirkt – als ausschließlich auf die Grundstücksverwertung bezogene Bautätigkeit – die sukzessive Umstrukturierung eines bislang vielfältig durchmischten Gebietes – und eine immer weiter fortschreitende bauliche Verdichtung. Die niederen vor- und frühgründerzeitlichen Häuser werden abgebrochen und durch weitaus höhere Wohnbauten ersetzt. Es findet dies seit zwei Jahrzehnten in einem der ohnehin dichtest verbauten Teile Wiens statt. Parallel damit hat sich für die ansässige Wohnbevölkerung die Lebensqualität in ihrem Stadtteil laufend verschlechtert: Der Verkehr hat zugenommen, Parkplätze sind noch knapper geworden, öffentliche Grünflächen bilden eine Rarität. Auch die einst für den Stadtteil typischen begrünten Innenhöfe weichen zunehmend der verwertungsbestimmten Gebietsrealität.

Für einen Teilbereich von Gumpendorf, in dem ein hoher Anteil frühgründerzeitlicher Häuser mit zum Teil schlechter Wohnungsausstattung besteht (oder besser bestand), „lenkt“ die offizielle Stadterneuerung nach dem STEG bereits seit zehn Jahren die baulich-räumlichen Geschehnisse. Fünf Jahre davon nahmen allein vorbereitende Untersuchungen und Bestandsaufnahmen ein. Erst danach wurden die Planungsergebnisse der Bevölkerung vorgestellt. Die in der Folge auf Wunsch der Bewohner eingerichtete Gebietsbetreuung konnte in der ersten Phase nur neun Monate ihre Tätigkeit ausüben, da dann seitens der Stadtverwaltung keine Finanzierung mehr erfolgte.

Während dieser Phase wurden einzelne, die Aktivierung und Kommunikation im Gebiet fördernde Veranstaltungen und Befragungen durchgeführt, die allerdings aufgrund der aus „Kompetenzunklarheiten“ gesetzten Zäsur nie mehr zum Tragen gekommen sind. So blieb auch die 1980 von engagierten Gebietsbewohnern gegründete Interessensgemeinschaft „Wir tun was für Gumpendorf“ seither relativ isoliert und wirkungslos.

Die derzeitige Gebietsbetreuung, von einer in der Stadterneuerung tätigen Wohnbaugesellschaft durchgeführt, beschränkte sich auf die Informationstätigkeit über Förderungsmöglichkeiten der Sanierung. Eine die Bewohnerschaft aktivierende Funktion wird nicht ausgeübt.

Aufgrund der langjährigen Erfahrungen im Gebiet hat sich unter der Bevölkerung eine deutliche resignative Stimmung breit gemacht. Dies betrifft auch die Tätigkeit der offiziellen Stadterneuerung, da diese bisher kein effektives regulativ zur „selbsttätigen“ Gebietsumstrukturierung liefern konnte. Planende Verwaltung und Bezirkspolitiker haben durch ihre Handlungsweisen das vorhandene Bevölkerungspotential nicht nur ungenutzt gelassen, sondern weitgehend zerstört.

Angesichts dieser Rahmenbedingungen war sich die Projektgruppe EIGISTA von Anfang an klar über ihre sehr begrenzten Handlungs- und Eingriffsmöglichkeiten. Denn um die Etablierungschancen bevölkerungsinitiativer Formen einer Stadterneuerung „von unten“ in einem Wohngebiet zu erkunden, das formell bereits fast ein Jahrzehnt in der beschriebenen Form „von oben“ „gesteuert“ ist, genügt es erfahrungsgemäß nicht, ein Stadtviertel (Ge-

meinwesen) von außen her mit traditionellen Methoden nach sichtbaren Faktoren zu analysieren und zu beschreiben.

Eingedenk der zeitlichen, personellen und ökonomischen Grenzen der Projektgruppe und unter der Annahme, daß eine bewohnerbezogene Stadterneuerung den methodischen Rahmen einer längerfristig von der Wohnbevölkerung mitgetragenen konfliktorientierten Gemeinwesenarbeit zur Voraussetzung hat, beschränken sich die Gebietsaktivitäten daher auf eine vorbereitende methodenpluralistisch angelegte, mehrstufige Aktionsuntersuchung. Mit den Ergebnissen dieses Beobachtungs- und Befragungsverfahrens soll erst einmal geklärt werden, ob und wie ein direkter Einstieg in die konkrete Gebietsarbeit möglich und sinnvoll scheint.

In einer empirischen Voruntersuchung wurde als erster Schritt eine sogenannte Sozialtopographie des Untersuchungsgebietes erstellt. Sie beinhaltet die sichtbaren Faktoren wie Stadtbild, Bausubstanz, Wohnverhältnisse, Initiativgruppen, soziale Schichtung usw. Dazu kommen noch die zwar nicht zu quantifizierenden, jedoch für die Erfassung des sozialen Klimas eminent wichtigen unsichtbaren Strukturen des Wohngebiets, wie Beziehungen, Aktivitäten, Drucksituationen, Erfahrungen als Dimension der Vergangenheit, Absichten/Hoffnungen als Dimension der Zukunft.

Der zweite Schritt der Aktionsuntersuchung war von der Leitfrage bestimmt, ob die erkannten Gebietsprobleme auch jene der Betroffenen sind, sowie herauszufinden, wie sich die Probleme in der Alltagswirklichkeit darstellen und wie sie subjektiv empfunden werden. Neben kleinräumigen Gebietsbeobachtungen und der mündlichen Befragung von „Experten“ der Stadterneuerung und der Sozialplanung bzw. ausgewählter artikulationsstarker Gebietsbewohner führt die Projektgruppe drei schriftliche Befragungsrunden nach dem Delphi-Verfahren durch. Die rund 80 Teilnehmer an den Befragungsrunden sind zwar in keiner Weise repräsentativ für die Gebietsbevölkerung, spiegeln aber markant die Stimmung, das Problembewußtsein und die Aktivierungsbereitschaft jener Bewohner wider, die von ihrer sozial-anwaltlich getragenen Interessenslage her, als Meinungsführer und mögliche Verbündete für die Bildung von gebietsbezogenen Aktivitäten angesehen werden können.

Die sozial benachteiligten, ausdruckschwächeren und von Stadterneuerungsmaßnahmen oft besonders hart betroffenen Gebietsbewohner (Alte, Gastarbeiter, wirtschaftlich schwache Personen) haben in gesonderten mündlichen Befragungen die Möglichkeit, ihre Alltagsprobleme, Kritik und Verbesserungsvorschläge ausführlich mitzuteilen.

Diese mehrschichtigen mündlichen und schriftlichen Diskussions- und Befragungsrunden sollen u.a. die der Gesamtstudie zugrunde liegende Annahme überprüfen helfen, daß sich Expertenschaft in der Stadterneuerung sehr wesentlich aus dem Alltagswissen und den Erfahrungen im Wohngebiet entwickeln läßt. Grundlage hierfür wären demokratische Ausdrucks- und Mitbestimmungsformen und eine angstfreie Situation der Betroffenen.

Mit der Aufbereitung, Analyse und Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse wird die Entscheidung vorbereitet, ob eine Mobilisierung der Bevölkerung verantwortbar und sinnvoll scheint, oder ob die Gebietsaktivitäten abzusetzen sind. Werden ausreichende Argumente für eine Weiterarbeit gefunden, mündet die Aktionsuntersuchung sodann in die dritte Phase, die in noch stärkerem Maße bewohnerbezogen ist und sich auf überschaubare und gravierende Gebietsprobleme konzentriert. Dabei hätte sich zu zeigen, ob von den Bewohnern getragene Initiativen realisierbar sind.

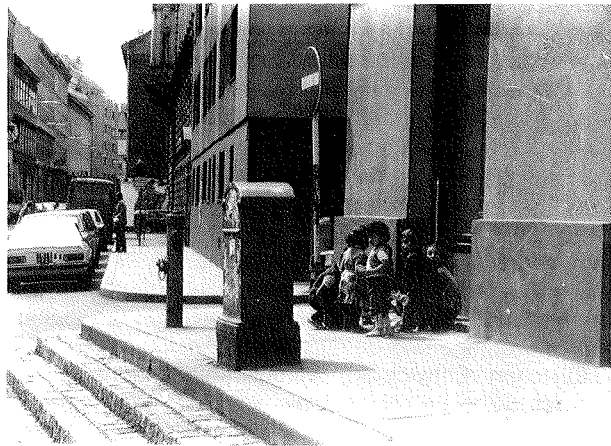


Foto: Hovorka

„Kinder entdecken die Straße“

Die Betroffeneninitiativen zu Schwerpunktproblemen des Wohngebiets wären dann die eigentlichen Träger der Gemeinwesenarbeit, die in der ersten Phase die Projektgruppe EIGISTA begleitend zu unterstützen hätte. Gemeinwesenarbeit als Methode und Instrument zur Aufdeckung von Interessensgegensätzen und Konflikten im Wohngebiet hätte weiterhin die Aufgabe, zu fragen, was die Initiativgruppe selbst kurzfristig zur Lösung von Gebietsproblemen (unter Berücksichtigung ihrer Ursachen) beitragen kann, was mittelfristig in Angriff genommen werden muß und was langfristig nur durch überlokalen solidarischen Kampf an gesellschaftlichen Zuständen geändert werden kann.

Elisabeth Brugger

DAS OTTAKRINGER STADTTEILPROJEKT

Thesen

1.1. KONZEPTUELLE ENTWICKLUNG

1.1.1. Das ursprüngliche Ziel der Volkshochschule Ottakring bestand darin, ihr Einzugsfeld, den Bezirk und seine Einwohner näher kennenzulernen, um eine Verschränkung von Bildungs-, Sozial-, Freizeit- und Kulturarbeit nicht nur für, sondern auch gemeinsam mit den Bezirksbewohnern zu ermöglichen.

Stadtteilnahe Volkshochschularbeit setzt sich zum Ziel, Informations- und Lernbedürfnisse sozial- und bildungsmäßig benachteiligter Bevölkerungskreise aufzugreifen und entsprechend in Zusammenarbeit mit diesen neue Perspektiven zu definieren. Insbesondere soziale Brennpunkte, Grenzsituationen und Krisen, die sich im Zusammenleben im Bezirk ergeben und in denen traditionelle Handlungsmuster und Bildungsinhalte nicht mehr ausreichen, werden aufgegriffen und dienen zur Initiierung von Bildungsprozessen, die neue Strategien eröffnen und so Lösungen akuter Alltagsprobleme herbeiführen helfen.

Bildungsinitiativen für die genannten sozialen Brennpunkte setzen Überlegungen und Hintergrundinformationen über den Agitationsbereich voraus, den zu leisten die traditionelle VHS-Arbeit nicht imstande ist.

Der Anspruch von Stadtteilarbeit erfordert die Aufhebung von hierarchisch vermittelten Bildungsinhalten und die Verringerung der Distanz zu bestimmten, in der historischen Entwicklung verankerten bildungsfernen Kulturen. Ein demokratisches öffentliches Weiterbildungszentrum, wie es eine Volkshochschule in ihrem Bezirk sein kann, muß zumindest ein alle Bezirksgruppen erreichendes, flächendeckendes, qualifiziertes Weiterbildungsangebot anstreben und die entsprechenden Voraussetzungen in Gang setzen.

1.1.2. Das Konzept der Stadtteilarbeit, wie sie z.B. in verschiedenen Städten der BRD, aber auch in einigen Ansätzen in Italien, Frankreich oder Schweden mit unterschiedlichen Ausrichtungen, aber mit ähnlichen Grundzielen seit längerer Zeit besteht, sollte auch im Bezirk Ottakring ermöglicht werden, zumal sowohl von seiten der Erwachsenenbildungsinstitutionen als auch von seiten der Universität die Bereitschaft zu neuen Ansätzen in dieser Richtung bestand.

Neu an dieser Art von Stadtteilarbeit war, daß sich die Mitarbeiter/Forscher aus dem *universitären Bereich* rekrutierten und somit von Anfang an die persönlichen und wissenschaftlichen Interessen und Schwierigkeiten auf dem universitären Sektor miteinbezogen werden mußten. Für die VHS bedeutete das, daß sie versuchen mußte, ihren Stellenwert als Institution im Bezirk und Anlaufstelle für die Bevölkerung ständig neu zu definieren.

1.1.3. Die qualitativen Interviews ermöglichten den universitären Mitarbeitern einen neuen *Zugang zu Bevölkerungsgruppen*, sodaß bereits nach relativ kurzer Zeit im gesamten Bezirk ein Kommunikationsnetz mit unterschiedlichen Zielgruppen aufgebaut war. Dabei diente

diese Befragungsmethode nicht nur der wissenschaftlichen Informationssuche, sondern beinhaltete auch Fragen nach besserer Lebensbewältigung und gleichzeitig Ansätze zur Handlungsanleitung. Die sich durch alle Einzelprojekte durchziehende Handlungskomponente im Forschungsverlauf liegt im Ziel des Gesamtprojektes verankert: Nicht die wissenschaftlich verallgemeinerbaren Richtlinien waren gefragt, sondern die Beschäftigung mit Individuen, deren Lebensgeschichte neue Fragen stellt.

1.1.4. In praktischer Hinsicht bedeutete die Forschungstätigkeit der Studenten für die *Volkshochschule*, daß zahlreiche Initiativen im Rahmen des Projektes in- und außerhalb der VHS gestartet wurden, die dem Begriff der „*selbstbestimmten Erwachsenenbildung*“ entsprachen. Da in den weiter unten aufgelisteten VHS-Veranstaltungen neben dem Kontakt der von den verschiedenen Teams angesprochenen Bevölkerungsgruppen untereinander auch strukturierte Reflexion der individuellen Lebenszusammenhänge ermöglicht wurde, konnten allmählich für den Bezirk wertvolle – wenngleich noch nicht direkt „verwertbare“ Hintergrundinformationen gesammelt werden. Auch änderte sich im Laufe der Zeit die Einstellung gegenüber den nicht klar eingrenzenden Veranstaltungsformen seitens des traditionellen VHS-Umfeldes: Mehr oder weniger bekannte Gruppen von Studenten beanspruchten Räumlichkeiten für Gesprächskreise, agierten selbständig für die Vorbereitung von Veranstaltungen oder die Gestaltung der „lebenden Ausstellung“ (eine Ausstellung, die die Lebensbereiche Ottakrings dokumentiert und auch von Interessenten aus der Bezirksbevölkerung ständig erweiter- und veränderbar ist), dehnten ihr Tätigkeitsfeld immer mehr aus, erfüllten die für eine gemütliche Gesprächsatmosphäre geforderten Wünsche (z. B. nach Kaffee und Kuchen), die im bisherigen VHS-Betrieb kaum zur Sprache gekommen waren, verwirklichten Zielsetzungen, die die Mitarbeiter der VHS in einem hohen Ausmaß zusätzlich beanspruchten (Wochenend-Veranstaltungen) und führten so nach und nach Umgangsformen ein, die auch den VHS-Alltag änderten, ohne große Konflikte zu bewirken.

1.1.5. Für die *Studenten* bedeutete diese organisatorische Lockerung innerhalb der VHS eine weitere *Möglichkeit der Ausdehnung*, sodaß im Laufe der Zeit immer neue Vorschläge an die VHS-Leitung gebracht wurden, die die konkrete Projektstätigkeit ständig veränderten und neue Zielsetzungen mit sich brachten. Diese Flexibilität bewirkte letztlich wesentliche Fortschritte auf dem Gebiet der „alltäglichen“ Erwachsenenbildung, nicht zuletzt, weil sie die Möglichkeiten für Artikulation und Befriedigung von Bedürfnissen der Bezirksbewohner bot, ohne selbst aktiv zu werden, und somit die dialogische und emanzipatorische Bildungsarbeit förderte, die erst dann wirksam wird, wenn sie ansetzt bei sozialen Brennpunkten und Kontakten.

1.1.6. Im Verlaufe der zweijährigen Projektstätigkeit (mit ca. 20 beteiligten Projektmitarbeitern) stellten sich folgende *Forderungen* an eine emanzipatorische offene Erwachsenenbildung in *Richtung Stadtteilarbeit* heraus:

- Mitarbeiter, die den Gedanken der Bildungsarbeit über die reine Inhaltsvermittlung hinaus verankern;
- Öffnung der VHS-Institution in einem Ausmaß, wie es

im traditionellen Rahmen nicht nötig ist (Veränderung von sozialen Prozessen, äußeren Bedingungen und Handlungstendenzen, die von außen auf die Arbeit innerhalb der VHS rückwirken);

- Bestimmungen, die einen neuen Zugang zu Zielgruppen ermöglichen (kein Bildungsangebot von oben, sondern gemeinsames Erkennen von Bildungsdefiziten mit den im Stadtteil lebenden Gruppen);
- Auswahl der Inhalte nach Bedürfnissen der Zielgruppen in Richtung „Lebenssphäre“ der Teilnehmer (Einschulung der VHS);
- Flexibilität und Lernbereitschaft über die gegebene Notwendigkeit hinaus (Teilnahme an Seminaren, Fortbildung der VHS-Mitarbeiter, Methodendiskussion in Richtung „selbstbestimmtes Lernen“ u. ä.);
- Imageänderung und Werbemaßnahmen mit dem Ziel der Förderung ähnlicher Modelle in Richtung „Hilfe zur Selbsthilfe“.

1.2. Inhaltliche Entwicklung

1.2.1. In den Anfängen der Projektdiskussion sollten folgende Themen anhand der konkreten Biographien der Ottakringer Bevölkerung einer näheren Analyse unterzogen werden:

1.2.1.1. Das *Leben der Bewohner Ottakrings*, die ihre Kindheit/Jugend auf dem Land verbracht hatten (Seminar „Ich kam vom Lande in die Stadt“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte)

1.2.1.2. *Alltagsleben in der Zwischenkriegszeit* am Beispiel Wohnsituation, Ernährung, Bekleidung u. ä. (Seminar „Von Krieg zu Krieg – Kultur in der Krise“ am Institut für Volkskunde)

1.2.1.3. Die *Situation der Gastarbeiter* in Ottakring (Institut für Slawistik)

1.2.1.4. Die *Alltagssituation in Ottakring heute* (Themen: Theater in Ottakring, die Situation der Jugendlichen, Analyse des Alltagslebens in einer Hauptschule und einer Pfarre Ottakrings am Institut für Soziologie)

1.2.1.5. *Arbeiterleben* in Ottakring (Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte und Institut für Zeitgeschichte)

1.2.2. Aus einigen der genannten Teilbereiche entwickelten sich im Laufe der Zeit immer neue Zielrichtungen und inhaltliche Schwerpunkte heraus, andere dagegen konnten noch nicht weiterentwickelt werden. Zudem entstanden über die laufende Projektarbeit neue Gruppen, die bisher noch nicht genannte Themen im Rahmen des Gesamtprojektes erarbeiten wollten:

1.2.2.1. Weiterentwicklung der Projektarbeit zum Thema

„Ich kam vom Lande in die Stadt“ mit der bereits in der ersten Projektphase initiierten Gesprächsgruppe an der Volkshochschule (Thema: „*Gespräche zwischen Jung und Alt*“) und inhaltliche Schwerpunktsetzung:

- *Ökonomische Rahmenbedingungen* zu den Interviews im Zeitraum 1945–1951/52; politische Analysen und subjektive Auswirkungen;
- *Altenforschung und -betreuung*;
- *Frauen im Alter* (z. B. räumliche Probleme mit den „Bettgehern“ in ihrer Jugend, Verhütung, Sexualität, Schwangerschaft... Situation heute)
- *Freizeit* in den 20er Jahren
- Die *Situation der „Alten“* früher und heute (was erzählen „Alte“ heute über das Altenproblem von früher, und wie schätzen sie ihre eigene Situation heute ein: Versorgung durch die eigenen Kinder, „Essen auf Rädern“, medizinische Versorgung – Bereiche, die die Mann-Frau-Beziehung in Frage stellen und der partnerschaftliche Umgang damit)
- *Arbeiterbewegung* nach 1945

1.2.2.2. *Arbeiterbildung und Arbeiterbewußtsein* – was ist von der ehemaligen Arbeiterbildungsidee heute noch vorhanden?

1.2.2.3. *Arbeiteralltag und Politik* in Ottakring 1900 bis 1934

1.2.2.4. Ottakringer *Frauenvereine*

1.2.2.5. Weiterentwicklung der Projektarbeit mit dem Thema „Von Krieg zu Krieg – Kultur in der Krise“ zu der Bearbeitung der Schwerpunktthemen Kindheit und Arbeitslosigkeit

1.2.2.6. Konkretisierung des Projektteils „Die Situation der Gastarbeiter in Ottakring“ zum „Leben der *türkischen Gastarbeiter* in Ottakring“

1.2.2.7. Verlagerung der Theman aus dem Projektteil „Die Alltagssituation in Ottakring heute“ zu den Schwerpunkten: „*Theater* in Ottakring“, „Das Leben *am Markt*“ (Brunnenmarkt: Tagesablauf eines „Standlers“, der Marktalltag, die Kontakte zwischen den „Standlern“: Neid-Konkurrenz-Solidarität, Preisbildung, Kundentypen, Familienleben, die Beziehung zu Gastarbeitern, die Funktion des Kaffee- bzw. Gasthauses als Möglichkeit zum Sich-Zurückziehen, Standplatz am Markt...)

Nicht weitergeführt dagegen wurden Themen wie: Jugendsituation, Schulanalyse, Alltagsleben in einer Pfarre, das Leben der Ausländer in Ottakring (ausgenommen die türkischen Gastarbeiter), weitere Schwerpunktthemen aus dem volkskundlichen Bereich, erziehungswissenschaftliche Folgerungen für den Bereich der Erwachsenenbildung.

Gero Fischer

FOTOGRAFIE ZWISCHEN KUNST UND ALLTAG

In den folgenden Überlegungen geht es um die Frage des Beitrages der Fotografie zur kritischen Erkenntnis und Darstellung der Umwelt, um den Zusammenhang zwischen Kunst und Wissenschaft, Ästhetik, Technik und ökonomische Interessen, Fotografie als potentiell demokratische Kunstform u. a.

Ist Fotografie Kunst?

Seit der Entstehung der Fotografie ist die Diskussion um ihre Stellung im Rahmen der bildenden Künste nicht abgerissen. Die ungeheure Dynamik der Entwicklung dieses Mediums ließ es früh als Konkurrenz der Malerei erscheinen, in überzogener Einschätzung haben Enthusiasten sogar deren baldiges Ende vorschnell vorausgesagt. Nun, so viel ist sicher, daß sich die Fotografie heute wesentliche Teile der bildnerischen Darstellung erobert hat: Porträt, Reportage, Einsatz in der Werbung, Wissenschaft etc. Die Einsatzmöglichkeiten der Fotografie sind heute kaum mehr überblickbar. Gerade die Vielseitigkeit dieses Mediums, vor allem aber die durch den Expansionszwang der Fotoindustrie bedingte massenhafte Verbreitung der fotografischen Produktionsmittel haben die Diskussion „Ist Fotografie Kunst?“ immer wieder neu entfacht. Die Vermarktung der Fotografie durch die Fotoindustrie hat dazu geführt, daß heute buchstäblich fast jedem ein Darstellungsmittel zur Verfügung steht, und den Exklusivitätscharakter der ersten Fotopioniere längst überwunden hat.

Obwohl diese Frage des Verhältnisses von Fotografie und Kunst stets sehr intensiv und emotional diskutiert wird, ist sie insgesamt gesehen – gemessen an den Diskussionserträgen – eher unfruchtbar geblieben, vor allem dort, wo orthodoxe Auffassungen von Kunst auf die Fotografie übertragen wurden. Auf dem Fotosymposium in Düsseldorf 1981 hat V. Flusser einige Thesen vertreten, die einerseits einen Ausweg aus der Sackgasse bedeuten und andererseits auch mit Öffnungen, Neuorientierungen, etwa im Bereich der Gesellschaftswissenschaften, parallel gehen. Flusser weist darauf hin, daß jedes Kunstwerk neben ästhetischen auch wissenschaftliche und ökonomische wie politische Aspekte beinhaltet, und daß eine Trennung dieser Ebenen künstlich, da letztlich ideologisch ist. Dies zeige sich besonders deutlich am Kunstbegriff selbst: „Es ist ein bürgerlicher Begriff, dessen Aufgabe es ist, die Erzeugung zu mystifizieren.“ Man sagt „Schöpfung“ statt „Produktion“, wenn es um „Kunst“ geht. Flusser spricht in diesem Zusammenhang von einer längst überfälligen Dekadenz des Begriffs „Kunst“ und meint, daß dieser Prozeß durch die Erfindung der Fotografie außerordentlich beschleunigt wurde. Dazu hat seiner Meinung nach die politökonomische Komponente wesentlich beigetragen (nämlich durch die Massenproduktion von Fotoapparaten etc.). Die damit geschaffenen Schaffensbedingungen seien für den bürgerlichen Kunstbegriff untragbar: Dieser sei elitär, fordere „inspirierte Künstler“ und könne „die Demokratisierung des künstlerischen

Schaffens durch die Kamera nicht überleben“. Flusser weist da noch auf einen nicht minder wichtigen Aspekt hin, nämlich den des „Kanals“, und demonstriert dies an einer Aufnahme von einer Mondlandschaft: Sie „ist ‚wissenschaftlich‘, wenn sie im Scientific American erscheint, sie ist ‚politisch‘, wenn sie in einem amerikanischen Konsulat hängt, und sie ist ‚künstlerisch‘, wenn sie in einer Kunstgalerie gezeigt wird“. Die Abhängigkeit der Fotografie von den Produktionsverhältnissen und vom Kommunikationsapparat macht es also aus, daß der Kunstbegriff auf dem Gebiet der Fotografie schneller verfällt als in anderen Kulturbereichen. „Und die Trennung zwischen Kunst, Wissenschaft und Politik wird dort früher als anderswo aufgegeben...“ (V. Flusser).

Bei der Frage „Ist Fotografie Kunst?“ geht es darum, welcher Kunstbegriff, welche Auffassung von Kunst vertreten wird. Der enge, wie Flusser ihn als „bürgerlich“ skizziert hat, ist zu sehr in Verteidigungshaltungen fixiert, ist im wahrsten Sinne des Wortes „konservativ“ und um deutliche Abgrenzungen bemüht. Durchaus analog verhält es sich mit der gängigen Auffassung von Wissenschaft, insbesondere Gesellschaftswissenschaft. In beiden Fällen stehen „Künstler“/„Wissenschaftler“ als Eliten und Subjekte den Objekten = Abbildern/Gegenständen von Forschung in hierarchischer Beziehung gegenüber. Tradition und Prestigedenken verhindern weitgehend Öffnungen und Veränderungen, die auf eine Demokratisierung und Laisierung von „Kunst“ und „Wissenschaft“ abzielen. Diese Schlagwörter meinen keineswegs Dilletantismus, sondern eine andere Art der Aneignung der Umwelt und eine andere, d. h. nichthierarchische Kommunikation, wie gemeinsame Arbeit mit den Betroffenen zum Zwecke bewußterer, aktiverer, mündigerer Teilhabe am gesellschaftlichen Prozeß.

Überwindung traditioneller Barrieren

Die Funktion von Kunst war und ist stets, Reflexionsprozesse in Gang zu setzen, die von Wissenschaft, darüber hinaus auch noch neue Einsichten über die Gesellschaft zu vermitteln. Künstlerisches und wissenschaftliches Tun ist nicht allein am Formalen festzumachen: Die Kunst am ausschließlich Formalästhetischen, die Wissenschaft ausschließlich an methodologischen Kriterien (quasi nach dem Motto: „Kunst“/„Wissenschaft“ liegt dann vor, wenn nach [den gegebenen] formalästhetischen/methodologischen Kriterien gearbeitet wurde und sonst nicht). Entscheidend ist über die formalen Maßstäbe hinaus, inwieweit die vermittelten Einsichten emanzipatorische Anliegen aufgreifen oder nicht:

Fotografie – als Medium der Dokumentation und als Medium bewußter kritisch-künstlerischer Auseinandersetzung setzt wissenschaftliche Reflexion über die Umwelt voraus bzw. vertieft diese. Hier werden auch die Zunftschranken zwischen wissenschaftlicher, künstlerischer und alltäglicher Aneignung der Umwelt durch den bewußten Einsatz des Mediums Fotografie überwindbar.

Die stärkere Hinwendung zu gesellschaftswissenschaftlichen Fragestellungen hat auch zu einem Aufbrechen der Zunftschranken zwischen den traditionellen Fachgrenzen einerseits und andererseits zu einer Veränderung der Begriffe „Professionalität“ und „Experten-

tum" geführt – analog zur Dekadenz eines überholten Kunstbegriffes. Emanzipatorische, wissenschaftliche wie künstlerische Arbeit gehen immer öfter eine enge Verbindung ein, durch die Veränderung des Inhaltes von Wissenschaftlichkeit und des Kunstbegriffes werden beide allen zugänglich, weil verständlich. Diese Demokratisierung des Kunst- und Wissenschaftsbegriffes überwindet auch die Barrieren zwischen den „Laien“ und den „Professionellen“, „Kunst“ und „Wissenschaft“ bleiben nicht mehr erlesenen Eliten (mit den entsprechenden „akademischen Weihen“) vorbehalten, sondern werden tendenziell von allen „machbar“, wobei die tradierten Subjekt-Objekt-Rollen vertauschbar werden.

Fotografie als Potential kritischer Aneignung der Wirklichkeit heute soll aber nicht als Privileg professioneller Gesellschaftswissenschaftler mit fotografischen Ambitionen (bzw. umgekehrt) betrachtet werden, sondern – ganz im Sinne der Verbreitung der fotografischen Produktionsmittel – als Möglichkeit/Chance einer demokratischen Teilhabe am kritischen und bewußten Erkenntnisprozeß zur Veränderung der Realität. Unter diesem Gesichtspunkt kommt der Alltagsfotografie von engagierten Laien wie von Professionellen ganz besondere Bedeutung zu. Vor allem in der Amateurfotografie in der Verbindung von kritischem Erkenntnisinteresse, bewußter Auseinandersetzung mit der Umwelt und fotografischer Umsetzung/Darstellung liegt ein breites Betätigungsfeld, das einerseits durch die Wiederaufnahme und Auseinandersetzung mit der sozialdokumentarischen Fotografie (aus der Tradition der Arbeiterfotografie der Zwischenkriegszeit) und andererseits nicht zuletzt auch durch Bürgerinitiativen neue Aktualität erlangt hat. Allerdings ist kritischer Einsatz des Mediums Fotografie als engagierte Kommunikationsform immer noch die Ausnahme.

Notwendige Bedingung/Voraussetzung für eine kritische Fotografie ist die Reflexion über die Grenzen und Möglichkeiten des Mediums, über das Zusammenspiel von Informationsgehalt und Ästhetik, sowie über die Rolle der Technik (technische Ausstattung, Entwicklung) und die Funktion der Fotowirtschaft, sowie eine realistische Einschätzung all dieser Komponenten.

Grenzen der Informationsmöglichkeit der Fotografie

Bei der (Auffassung von) Fotografie als dem „authentischsten optischen Medium“ stellt sich die Frage, welche Ausschnitte der Wirklichkeit fotografisch eingefangen werden können. „Authentizität“, „Foto als Dokument, Beweisstück der Faktizität“ meint hier mehr als die bloße technisch exakte Abbildung eines bestimmten Segments der Umwelt. Es geht vielmehr darum zu entscheiden, welche gesellschaftliche Wirklichkeit durch die Kamera wiedergegeben bzw. dargestellt wird: etwa um die Frage, inwieweit die abgebildeten Segmente repräsentativ für die gesellschaftliche Wirklichkeit sind, inwieweit Widersprüchlichkeit aufgezeigt oder im Gegenteil verdeckt wird, inwieweit Einsichten in Situationen, Strukturen, gesellschaftliche Zusammenhänge, Lebensverhältnisse etc. vermittelt werden, sie karikiert werden u. ä., das heißt also, welcher Art der Informationsgehalt der fotografischen Botschaft ist. Die Komplexität der darzustellenden Realität bzw. das Bestreben nach Eindeutigkeit der Inter-

pretation der fotografischen Information verlangt/erfordert vielfach Ergänzungen um weitere Bilder (zu Fotoserien) oder durch Sprache (Foto-Text-Essays, Reportagen etc.), womit die Grenzen der Informationsmöglichkeiten des Mediums Fotografie deutlich werden. Eben die Bewußtmachung dieser Grenzen und die Betonung der Wichtigkeit der Entschlüsselung der fotografischen Botschaft vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Zusammenhänge bieten eine Plattform gegen Verfälschungen und Manipulationen durch selektive Wahrnehmung, gegen falsche Idyllen, Harmonisierungen u. ä. Entstellungen. Analytischer Zugang bzw. kritische Reflexion über die beobachtbare, fotografisch-optisch erfaßbare Umwelt ist Bedingung für eine kreative emanzipatorische fotografische Arbeit.

Fotoästhetik

In so gut wie allen (handelsüblichen) Hand-/Lehrbüchern der Fotografie, in allen gängigen Fotozeitschriften sowie in den allermeisten Fotoklubs ist eine einheitliche Fotodidaktik festzustellen, die als Lehrziel das „schöne(re) Bild“ geradezu zur Norm macht. Formalästhetische Fragen, wie z. B. Bildaufbau, Farbkomposition, Kontrast, Beleuchtung, Bildausschnitt, Tiefenschärfe etc., sind vielmehr schon längst zu den wichtigsten Bildbewertungskriterien neben den technisch-handwerklichen Aspekten geworden. Die inhaltliche Seite der fotografischen Arbeit hat sich weitgehend auf die fototechnische Bewältigung von Themenstellungen, wie z. B. Sport-, Porträt-, Makrofotografie u. a., reduziert, ohne historische Reflexion und Auseinandersetzung mit der Entwicklung des Mediums, der fotografischen Darstellungsweise etc. Die künstlerische Qualität eines Bildes wird neben der Ästhetik und der technischen Durchführung von einer Reihe von Faktoren bestimmt, wie Innovation, Intuition, gedankliche Durchdringung und Aufarbeitung, sowie der „Botschaft“. Bei einer Dominanz der ästhetisch-technischen Seite der Fotografie tritt das Problem der inhaltlichen Entleerung auf, womit emanzipatorische Ansprüche, Bewußtseinsveränderungsprozesse, oder „bloß Information“ nicht bzw. nur zum geringen Teil eingelöst werden können. Die Extremform ist eine sozialdemagogische Fotografie, die nicht weit vom Zynismus entfernt ist, die die Wirklichkeit entstellt und letztlich im Dienst der Stabilisierung des Herrschaftsbewußtseins steht. „Die Fotografie des Elends verdinglicht den sozialen Skandal zum Genre“, sagt W. Kunde. Oder W. Benjamin als Reaktion auf die Arbeit des Fotoästheten Renger-Patzsch „Es gibt nichts, das nicht schön sein könnte...“ („Die Welt ist schön, 1928): „... das Ergebnis ist, daß sie keine Mietskaserne, keinen Müllhaufen mehr fotografieren kann, ohne zu verklären. Es ist ihr nämlich gelungen, auch noch das Elend, indem sie es auf modisch-perfekionierte Weise aufbaute, zum Gegenstand des Genusses zu machen.“

Ein Großteil der unkritischen Fernreisefotografie (auch der professionellen!) ist für diese Gefahren besonders empfänglich: Fotogenität, Exotik, pittoreske Armut, Lebensrealität als Folklore, Sicht der Welt aus dem Blickwinkel der Reisewerbung, vgl. „Gambia – Safari der Stimmungen“ ... Die Produkte solcher Fotosafaris scheinen nur allzuoft unter dem Motto „Arm aber glücklich“ gestanden zu haben. Die Technik solcher Art von Fotografie be-

schreibt Grasskamp (1975) sinngemäß folgendermaßen: Das Motiv wird so dargeboten, daß die angewandten fotografischen Mittel die Aufmerksamkeit schwächen und vor allem ablenken – in der Regel in den Bereich des Anekdotischen (Gag-Fotografie) oder Kulinarischen, indem man formale und farbige Reize, abgelöst von der Bildaussage, genießt. Die Kulinarik von Fotos steht im Vordergrund: Elend wird beim Betrachter zum Gegenstand des Genusses und nicht der Reflexion oder der Information. Diese fotografische Praxis stellt die Objekte der fotografischen Aneignung als „Motive“ – gleichsam als Werbung für Produkte – zur Schau, sie passiviert und entpolitisiert, indem sie die historischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge vernebelt oder verschweigt. Fazit: Erkenntnisverhinderung durch ein Medium, das optimal für aufklärerische und emanzipatorische Unternehmungen geschaffen ist.

Fototechnik

Die technische Ausrüstung und deren Handhabung als handwerkliche Komponente der fotografischen Arbeit haben im Zuge der immer stärker werdenden Kommerzialisierung große Veränderungen erfahren. Eine nüchterne Auseinandersetzung mit der technischen Entwicklung und neuen Verfahren ist unumgänglich geworden. Die technische Entwicklung in den letzten Jahrzehnten hat die fotografischen Möglichkeiten ohne Zweifel erweitert, jedoch nicht in dem Ausmaß, wie es die Werbung der Fotoindustrie glauben machen will (man sehe sich nur Fotografien etwa seit der Jahrhundertwende an). Die Faszination der Entwicklung der Gerätetechnik, Design und Prestige, die Wirkung der PR der Fotoindustrie haben besonders bei Amateuren und Fotoklubs den Blick auf das Wesentliche (d. h. auf inhaltliche Fragestellungen) vernebelt und die technische Komponente der Fotografie zur dominierenden werden lassen, was sich nicht zuletzt in zum Teil hochemotionalen Diskussionen um Marken (Minolta vs. Canon vs. Nikon, ... , Kodachrome vs. Agfa vs. Fuji vs. ...), in diversen „Philosophien“ (pro/contra Automatik, Zoom vs. Fixbrennweiten, ...) entlädt. Eine derartige Entwicklung ist letztlich eine Konsequenz des ökonomisch bedingten Expansionszwanges und des harten Verdrängungswettbewerbs der Fotowirtschaft.

Ein anderer Aspekt im Zusammenhang mit den technischen Parametern der Fotografie: Da Fotoapparate dem gängigen Selbstverständnis nach Spielzeuge für Männer sind, sind fotografierende Frauen unter den Amateuren deutlich unterrepräsentiert. Das „populäre“, aber armseelige Vorurteil „Frau und Technik waren schon immer Erbfeinde“ (siehe dazu die Leserbriefdiskussion in Photographie 3,4/1983) kann angesichts der durch die Computerisierung erreichten Vereinfachung der Bedienung der Kameras nur als ungeheuerliches Herrschaftsdogma bezeichnet werden. Abgesehen von dieser sexistischen Revierverteidigung mittels unhaltbarer biologistischer Argumente fehlt eigentlich bis heute eine systematische Aufarbeitung der „Frauenfotografie“, also des Beitrages der Fotografinnen zur Entwicklung dieses Mediums. Diese Lücke ist umso bemerkenswerter, als bereits in der Frühzeit der Fotografie Frauen wie Tina Modotti, Susan Sontag, Margaret Bourke-White, Dorothea Lange, Gisele Freund u. v. a. (nur um einige der bedeutendsten Vertreterinnen zu nennen) sowohl in Theorie als auch in Praxis Hervorragendes geleistet haben. Darüber hinaus ist ein wesentlicher Aspekt emanzipatorischer Fotografie zu erarbeiten: weibliche Fotografie aus der Sicht der Betroffenen.

Fotografie und Ökonomie

1975 verfügten über 70 Prozent aller Haushalte der BRD über einen Fotoapparat, 85 Millionen Filme = 2 Milliarden Bilder wurden geknipst. Hinter diesen Zahlen steht die ökonomische Macht der Fotowirtschaft. Der ökonomische Expansionszwang der Fotoindustrie hat zur massenhaften Verbreitung der Fotografie geführt und letztlich bewirkt, daß gewissermaßen jede(r) fotografieren kann. Dies ist der grundsätzlich positive Beitrag der Fotoindustrie zur Demokratisierung des Mediums Fotografie. Die Verbilligung der Fotogeräte in der Zwischenkriegszeit war eine wesentliche Bedingung für die Entstehung der Arbeiterfotografie, der Volkskorrespondenten u. a. Der Fotoapparat wurde damals zur Waffe in der Hand der Arbeiterschaft im Kampf gegen die herrschende bürgerliche Ideologie in den Medien, ein Mittel zur Schaffung einer Gegenöffentlichkeit. Der Faschismus hat diese Entwicklung ja gestoppt, und nach dem Krieg, im Zuge der Entpolitisierung während der Restaurationsphase, wurde diese potentielle Waffe in der Hand der Massen entschärft und im bewußtseinsstabilisierenden Sinne eingesetzt. Heute läuft dieser Prozeß nicht zuletzt über Marketingstrategien, wo nicht nur Geräte umgesetzt werden, sondern auch noch „Philosophien“ in der Art von didaktischen Einführungen zum „richtigen Fotografieren“ (Handbücher, Seminare, Zeitschriften, Wettbewerbe etc.) geliefert werden, wobei die Fotowirtschaft über Sponsionen, Werbemittel, Förderungen etc. sowie über personelle Verbindungen in Redaktionen von Fotozeitschriften, Jurys u. a. durchaus auch meinungsprägend hinsichtlich Inhalt und Ästhetik (über die technische Komponente sowieso) wirkt. Somit wurde erreicht – sicherlich nicht allein durch die Fernsteuerung der Fotoindustrie alleine –, daß gesellschaftliche Fragestellungen durch formalästhetische und vor allem technische substituiert wurden. Die meisten Fotozeitschriften widerspiegeln immer mehr die PR der Fotoindustrie, sie ebenso wie die meisten Fotowettbewerbe sparen eine kritische fotografische Auseinandersetzung mit der sozialen Realität weitgehend aus – und das trotz der starken Tradition der sozialdokumentarischen Fotografie! Die Stagnation der Fotografie beschreibt der Fototheoretiker Molderings so: „Nicht die Fotografie als sogenanntes ‚Herrschaftsinstrument‘, nicht der Fotomechanismus mit seinen besonderen technischen Bedingtheiten lähmt die Entwicklung der zeitgenössischen Fotografie, sondern die Tatsache, daß die meisten Künstler und Fotografen nichts über die Wirklichkeit zu sagen haben.“ Ein geradezu bilderbuchartiges Beispiel für das eben Kritisierte ist der Internationale Nikon-Fotowettbewerb 1983/84, wo – laut Ausschreibungstext – eine „Interessante neue NPCI Wettbewerbskategorie“ angekündigt wurde, in der „Preise für die besten Bilder ausgeschrieben“ werden, „die mit einer Belichtungszeit von 1/4000 Sek. oder mit Blitzsynchronisation bei 1/200 oder 1/250 Sek. aufgenommen sind“.

Kritische Fotografie ist aber nur durch ein entsprechendes Bewußtsein möglich und kann nicht durch noch so raffinierte und prestigeträchtige technische Ausrüstung und handwerkliches Können kompensiert werden. Viele Fotografen streben aber eine solche Konzeption von Fotografie gar nicht an.

Perspektiven

Die Fotografie hat optimale Voraussetzungen, Kunst- und Kulturpraxis zu demokratisieren. Alltagsfotografie – als Pendant zur Alltagsforschung – steht in der Tradition der Arbeiterfotografie der Zwischenkriegszeit und der Wiederaufnahme der sozialdokumentarischen Fotografie nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese Tradition bedeutet bewußtes Sehen, Wiederentdecken von Vergessenem, Verschüttetem, sie meint ein Ausleuchten der scheinbaren Idyllen und romantischen Nischen, sie stellt Geschehen und Geschichten, Perspektiven der Betroffenen in den Vordergrund, sie setzt das fotografische Instrumen-

tarium ein zum Zwecke befreiender, mündiger Aneignung der Umwelt.

„Fotografieren wird hier zur Teilnahme am gesellschaftlichen Prozeß. Zwischen dem Abbilden und Handeln verringert sich der Abstand. Diese Fotografie ist operativ, d. h. sie versteht sich als Eingriff in erkannte, miterlebte und als nicht erträglich empfundene Wirklichkeit. Dabei geht der Fotograf mit den Fotografierten eine enge Verbindung ein. Während der Arbeit unterliegt der Fotograf einem fortgesetzten Erkenntnisprozeß, der seine Fotografie ebenso wie seine politischen Einsichten weiter entwickelt. Fotografische und politische Arbeit gehen zuletzt untrennbar ineinander über. Im Nachspüren konkreter Lebensverhältnisse und ihrer Bedingungen wird die Kamera zum Medium der Erkenntnis von Wirklichkeit. Kritik an den dargestellten Verhältnissen ergibt sich aus der Kenntnis ihrer Zusammenhänge. Es geht hier nicht darum, rein visuelle Wirklichkeiten mit den Menschen in ihren Bedingungen und Möglichkeiten sichtbar zu machen, sodaß Anteilnahme und Solidarität entwickelt werden können: Fotografie als gesellschaftliche, als politische Kraft.“ (Alltag, 1–3).

WIENER ALLTAG – ALLTAG DER WIENER

Fotodokumentation* von H. Ch. Ehalt und G. Fischer



* Die folgenden Fotos sind Teil einer Ausstellung, die von 24. Jänner bis 13. April 1984 im IWK gezeigt wurde.





Betteln, Hausieren
sowie
Singen, Musizieren
ist verboten!

IHR
ARSIK
SOBA

ZUKUNFT
WEGEN
MANGELNDER
TEILNEHMERZAHL
ABGESAGT







Gerald Jatzek

LACHEN, WEINEN, DENKEN – VOLKSTHEATER SCHREIBEN HEUTE

Das Volkslied singt man, das Kunstlied wird gehört. Beispiele für das heutige Volkslied sind die Songs der Beatles, Bob Dylans „The times they're a-changin“ und Sigi Marons „Ballade von aner hartn Wochn“.

Auf dem Theater schaut die Lage schlechter aus. Kunst- wie Volkstheater orientieren sich vorwiegend am Kitsch. Übrig bleiben Leute, die Theater sehen wollen, Leute, die Theater spielen wollen, sowie das Leben, das auf der Bühne nicht gedoppelt, auch nicht karikiert oder überhöht wird, sondern ganz einfach nicht vorkommt.

Das Kunsttheater entwickelt sich konsequent weiter. Nach dem Verzicht auf Aussagen verzichtet es nun auch auf die Handlung. Dadurch gerät es hierzulande zum schärfsten Konkurrenten der Pharmaindustrie, indem es Stücke von Handke und Roth als preisgünstigen Valiumersatz anbietet: Selbst daran denken macht schon müde. Die daraus resultierenden Kämpfe um Absatzmärkte zwischen Hofmann-La Roche und Suhrkamp seien als Thema einer volkswirtschaftlichen Dissertation vorge schlagen.

Für ein lebendiges Volkstheater sind – abgesehen von der Zwangspensionierung diverser Ensembles und Regisseure – vor allem neue Stücke notwendig. Einige Ansätze dazu sind vorhanden; sie werden in der Folge kritisiert.

Der Bauernlackel der Löwinger ist tolpatschig bis dumm. Wolfgang Bauer ist ein intelligenter, erfolgreich domestizierter Rabauke. In „Change“ und „Magic Afternoon“ schaffte er es, den Voyeurismus des Publikums zu befriedigen. Auch gab er den Schauspielern Gelegenheit, sich als solche ernst nehmen zu können, indem er sie *spielen* läßt, anstatt sie als Schattenrisse einer *Idee* zu präsentieren. Seine Grenzen liegen vor allem in der Wahl der Stoffe. Die Dramatisierung von Fotoreportagen deutscher Bumsblätter („Auch vor Gericht zeigte der arbeitsscheue, rauschgiftsüchtige Sexstrolch nur ein zynisches Lächeln“) reichte nicht für mehr als zwei Stücke. Die Mullatschaks der Grazer Subkultur interessieren im Wiederholungsfall nur mehr Provinz-Adabeis.

Konsequenterweise verlagert sich sein Wirken auch immer mehr in die Klatschspalten der Boulevardzeitungen. Die dort wiedergegebenen Possen bestätigen zwar die komödiantische Begabung des Autors, verfehlen aber in ihren Bezügen die Wirklichkeit des Publikums des Volkstheaters.

Wertvolle Hinweise für ein aktuelles Volkstheater lieferte Felix Mitterer mit seinem „Kein Platz für Idioten“, einem Stück, das in den Dörfern entstand und spielt, und nicht über den Dörfern. Neben der Komik hat hier auch die Tragik des Alltags Platz. Beide ergeben sich aus den handelnden Personen und den Bedingungen, denen sie unterworfen sind. Machtgier, Profitstreben, Haß auf Außenseiter, aber auch Solidarität und Freundschaft entwickeln sich im Spiel und müssen daher nicht durch Pappkameraden seminarrealistischer Herkunft personifiziert werden. Es gibt auch am Ende keine Lösungen zum Auswendiglernen.

Das Wiener Fo-Theater bringt die Stücke zum Publikum, in Gemeindebauten und Fabrikshöfe. Hervorragendes Ergebnis: weitgehendes Erstaunen der Theaterabstinenten, daß auf einer Bühne ebenso komische Typen agieren können wie in der Fußballnationalmannschaft oder in der Politik. Die Komik beruht nicht auf Tolpatschigkeiten, sondern auf Interessengegensätzen gesellschaftlicher Natur. Die Waffen der Ohnmächtigen sind dabei die Schlaueit und der Witz. Das Lachen, das sie erzeugen, verhindert nicht das Denken, sondern regt dazu an.

Die Einschränkung trifft nicht das Ensemble: Die Freude am Spaß ist traditionellerweise nicht Sache der deutschsprachigen (Bühnen-)Literatur. Schon die Bezeichnung „Lustspiel“, die beinhaltet, daß es lustloses Spiel gibt, verrät genug über den Humor deutscher Herkunft. So müssen Stücke und Stoffe importiert werden. Ihre – italienische – Herkunft ist auch ihre Schwäche: Ein konservativer Kommunist, der Zweifel hegt, ob und wie weit die Selbsthilfe von Hausfrauen in der Auseinandersetzung mit Supermärkten mit Monopolpreisen geandert ist, wirkt im politisch ruhigen Österreich exotisch („Bezahlt wird nicht“).

Fos österreichischer Vorfahre war Jura Soyfer. „Astoria“ und „Der Lechner Edi schaut ins Paradies“ beginnen mit vertrauten Szenen und entwickeln sich zu fulminanten Grotesken. Anders als der Italiener bezieht Soyfer zusätzlich die Wünsche und Träume seiner Protagonisten ins Spiel ein. Die Phantasie (auch die des Zuschauers) erprobt sich an der Bühnenrealität, und diese an der Wirklichkeit. Damit wird neben der Erkenntnis der Machbarkeit der Verhältnisse auch die Notwendigkeit der konkreten Utopie vermittelt. Der Plan des vazierenden Jura Soyfer-Theaters, mit lebenden Autoren in dieser Richtung weiterzuarbeiten, ist unbedingt zu unterstützen.

Über den Großmeister Nestroy will ich nicht viel sagen. Von ihm lernen ohnehin alle, die zu lernen bereit sind. Sobald es genügend neue Volksstücke gibt, sollte man ihn aber eine Zeit nicht spielen, damit seine Stücke wieder interessant werden und nicht nur die darin vorkommenden Hanswurstiaden.

Wenn Nestroy über die Freiheit in Krähwinkel schreibt, so ist es die Pflicht der Gegenwartsautoren, die Großtechnologie, den Arbeitsplatzabbau und die zynische Korruption von Volksvertretern auf die Bühne zu bringen. Diese Bezüge zur bestehenden Wirklichkeit sind der erste große Vorteil von Gegenwartsstücken gegenüber dem Repertoire.

Der zweite muß sein, die Bilder und Alltagsmythen der heutigen Zeit in die Stücke einzubauen: James Dean, Hair, Asterix und die Sex Pistols. Wobei „einbauen“ spielerische, verfremdete Verwendung bedeutet und nicht die Präsentation der Bühnensetzungen von Erfolgsfilmen wie „Rocky Horror Picture Show“ oder „Pumuckl“.

Eine Szene, in der eine Politesses ein Strafmandat wegen Falschparkens kassiert und anschließend unter Verspeisung ihres Hutes den Dienst quittiert, weil ihr dämmert: Der Fahrer war Alain Delon – das wäre ein interessanter Anfang eines neuen Volksstückes.

Referat, gehalten auf der Tagung „Volksstück – Volkstheater“ des Internationalen Dialektinstituts und der Grazer Autorenversammlung, 18.–20. Oktober 1983 in Eggenburg

LITERATURWERKSTATT „ARBEIT DER ZUKUNFT“

Von 6. April bis 8. April 1984 veranstaltete das IWK mit Unterstützung der Grazer Autorenversammlung eine Literaturwerkstatt zum Thema „Arbeit der Zukunft“.

Dr. Konrad Zobel interviewte im Rahmen der ORF-Sendung „Leuchtschrift“ die Koordinatorin der Veranstaltung, Dr. Ruth Aspöck, und einen Vertreter des Berliner Werkkreises „Literatur der Arbeitswelt“, Helmut Barnick.

Frau Aspöck, worum gehts dabei?

Der Gedanke war, daß sich Literaten ein bißchen mehr mit den Zukunftsaspekten beschäftigen sollten, und zwar vor allem jene Literaten, die sich um die Arbeitswelt kümmern, die über die Arbeitswelt schreiben, wobei meiner Meinung nach die zukünftigen Aspekte der Arbeit, der Arbeitsorganisation, der Arbeitszeit zu kurz gekommen sind. Jetzt ist der Gedanke aufgetaucht, jährlich eine kleine Literaturwerkstatt zu machen, wo Kolleginnen und Kollegen, die Texte schreiben, mehr Impulse bekommen sollen, Meinungen und Erfahrungen austauschen, und sich vielleicht in Zukunft mehr mit den optimistischeren oder den vielleicht auch utopischen Aspekten der zukünftigen Arbeit beschäftigen.

Viel Vorarbeit in dieser Richtung hat ein Arbeitskreis „Literatur der Arbeitswelt“, den es in der Steiermark und in Wien gibt, geleistet, wobei sich dieser Arbeitskreis wieder sehr stark an Vorbildern in der Bundesrepublik orientiert hat. Wir haben auch Helmut Barnick aus Berlin im Studio, der dem Werkkreis „Literatur der Arbeitswelt“ in Berlin angehört. Könnten Sie vielleicht etwas über Ihre Arbeit sagen? Was wird in diesem Werkkreis getan?

Wir machen vierzehntägliche Treffen und reden über das, was wir schreiben. Es sind Alltagserfahrungen, Texte, die z.B. aus der Arbeitslosigkeit entstanden sind, Buchprojekte, die wir machen; darüber reden wir und versuchen natürlich auch durch Lesungen, durch Textarbeit bei Gewerkschaftsgruppen, diese Texte zu vermitteln und dann als nächsten Schritt auch mit den Kollegen selber zu schreiben. Also nicht nur die eigene Arbeit, die eigene Schreibe dort anzustreben, sondern letztendlich ist es wichtig für uns, die Kollegen auch zum Schreiben zu bringen, also auch eine Literaturerfahrung zu bekommen, die selbst zum Produzieren anregt.

Besteht da die Versuchung, die Literatur, die von Arbeitern geschrieben wird, automatisch etwas höher zu bewerten, d.h. irgendwo einen ästhetischen Qualitätsanspruch aufzugeben?

Nicht aufzugeben, sondern neue Formen zu finden, die sicherlich operativer sind, die viel direkter sind, die also kerniger, kräftiger, schneller in der Vermittlung sein müssen, das ist ein Ziel dabei. Das heißt nicht, einen ästhetischen Anspruch aufgeben; im Gegenteil, wir müssen zum Teil auch einfach mitentwickeln.

Sie richten sich aber bewußt an ein Arbeiterpublikum?

Ja, auf jeden Fall. An Kolleginnen und Kollegen aus der Arbeitswelt. Wir sind auch mitten drin im Arbeits-

kampf, also bei Streiks oder wenn irgendetwas los ist in der Stadt, bei größeren Gewerkschaftsversammlungen sind wir dabei, ich selbst bin Vertrauensmann der Gewerkschaft, in meinen Versammlungen kommen Gedichte mit rein.

Begriffe wie Arbeitskampf, Frau Aspöck, werden ja in Österreich seltener verwendet, hier geht alles scheinbar etwas milder zu. Wie sehen Sie diese Problematik?

Es gibt eben auch deswegen Arbeitskreise „Literatur der Arbeitswelt“ in Österreich, weil der Arbeitskampf auch für Schreibende eine wichtige Dimension hat. Ich habe nur den Eindruck, daß zuwenig darüber miteinander gesprochen wird, daß zuwenig von einem – sagen wir – zukünftigen Aspekt ausgehend darüber gesprochen wird, zuwenig der Begriff „Arbeit“ überhaupt hinterfragt wird. Wir haben in diesem Symposium das Buch von Marie Jahoda „Wieviel Arbeit braucht der Mensch?“ als Diskussionsgrundlage genommen, wo sie eben sehr deutlich den Begriff „Arbeit“ und den Begriff „Erwerb“ unterscheidet und auch sagt, daß das in einer zukünftigen Zeit zu trennen sein muß oder zumindest diskutiert werden muß. Ich hätte gern, daß eben in die direkte, aktuelle, sagen wir, politische Äußerung – denn Literatur der Arbeitswelt ist immer politische – auch Aspekte hineinkommen, die nicht nur Gegenwart, sondern auch die zukünftigen Entwicklungen der Arbeitsformen und der Arbeitszeiten mit einbeziehen.

Teilnehmer der Literaturwerkstatt:

Helmut Barnick: Autor und Mitglied des Westberliner Werkkreises „Literatur der Arbeitswelt“

Eva Bornemann: Übersetzerin und Autorin

Elfriede Brüning: Romanautorin und Novellistin („wie andere Leute auch“, „Partnerinnen“, „zu meiner Zeit“, „...und außer dem ist Sommer“)

Stephan Eibel: Sein Roman „Geplante Arbeit“ wird im Herbst erscheinen.

Elfriede Haslehner: Autorin, Mitglied der Grazer Autorenversammlung

Vera Maria Heller / Gisela Windisch: Autorinnen des Arbeitskreises „Literatur der Arbeitswelt“ in der Steiermark

Hubert Höllmüller: Autor der „Literatur der Arbeitswelt“-Gruppe

Christa Krumbiegel: Mitglied der Grazer Autorenversammlung

Heinz R. Unger: bekannt als Textdichter der Musikgruppe „Schmetterlinge“, Autor von Theaterstücken und Lyrikzyklen

Erich Zwirner: Mitglied der steirischen Werkstatt „Literatur der Arbeitswelt“

ERZÄHLTE GESCHICHTE

Zeugen der Zeit berichten

Seit Ende des Jahres 1981 führen das Institut für Wissenschaft und Kunst und das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes ein gemeinsames Projekt mit dem Arbeitstitel „Erzählte Geschichte“ durch. Junge Akademiker oder Studenten im Dissertationsstadium befragen ehemalige Widerstandskämpfer, Opfer des Faschismus sowie Emigranten in oft mehrstündigen, sehr umfangreichen Interviews. Dabei wird jedoch nicht nur auf die Zeit des Faschismus und die Erlebnisse der Befragten im antifaschistischen Kampf bzw. während der Verfolgung eingegangen, sondern darüber hinausgehend beschäftigen sich diese Interviews auch ausführlich mit der Kindheitsgeschichte, den persönlichen Lebensumständen und dem politischen Verhalten vor und nach dem Zeitraum 1934–1945. Damit leisten diese Interviews weit mehr als eine oberflächliche Erfassung biographischer Daten, jedes für sich ist ein Stück Sozialgeschichte, politischer Geschichte und auch Stimmungsbericht dieses leidvollen Abschnitts der Vergangenheit Österreichs.

Methodisch wird in diesen Interviews auf die von der Sozialwissenschaft entwickelte Technik der „Tiefeninterviews“ zurückgegriffen, wobei dem Befragten nur wenige, sehr umfassende Fragen gestellt werden und ihm die Möglichkeit geboten wird, frei und in der von ihm gewünschten Ausführlichkeit zu antworten. Diese für die Geschichtswissenschaft relativ neue Methode, bekannt auch unter der Bezeichnung „oral history“, soll im vorliegenden Projekt auch für die Widerstandsforschung nutzbar gemacht werden. Bislang basiert die Geschichtsschreibung des österreichischen Widerstandes und des antifaschistischen Kampfes vorwiegend auf amtlichen Quellen und schriftlichen Dokumenten. Das Projekt „Erzählte Geschichte“ ist nun ein Ansatz, die ebenfalls bedeutsame mündliche Überlieferung des Geschehenen als Quelle der zeitgeschichtlichen Forschung nutzbar zu machen. Für so manchen Bereich sind mündliche Berichte die einzige Quelle, und kein amtliches Dokument ist in der Lage, Motivation des Betroffenen, seine psychische Situation und auch die allgemeine Stimmung in der Bevölkerung mit ähnlicher Zuverlässigkeit wiederzugeben. Weiters entspricht die „oral history“ auch jener Strömung der Geschichtsschreibung, die der Alltagsgeschichte und der Geschichtsschreibung aus der Sicht der Unterdrückten zu Recht Bedeutung beimißt. Damit soll dieses Projekt einerseits Lücken in der Quellenlage schließen helfen und andererseits der Erforschung der erst kurz zurückliegenden Zeit zusätzliche Möglichkeiten eröffnen.

Die oft mehrstündigen Interviews werden auf Tonband aufgenommen und dann später transkribiert, sodaß von jeder Befragung ein Tondokument und eine Abschrift vorliegen. Diese Dokumente werden im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes archiviert und Interessierten zugänglich gemacht. Schon jetzt werden die vorliegenden Interviews von Benutzern für Forschungsarbeiten herangezogen, was die Wichtigkeit dieser Befragungen nur unterstreicht. Auch der Hörfunk hat schon mehrmals die Tondokumente für die Gestaltung

von Sendungen herangezogen; ebenso werden die Interviews bei der Zusammenstellung der Medienkoffer zur österreichischen Zeitgeschichte berücksichtigt.

IWK-ARBEITSTAGUNG „ORAL HISTORY PROJEKTE IN ÖSTERREICH“

In Österreich laufen mittlerweile einige sozial- und zeitgeschichtliche Forschungsprojekte, denen die Verwendung des Erinnerungsinterviews (Oral history) gemeinsam ist. Diese Arbeitstagung soll Gelegenheit bieten, praktische und methodische Erfahrungen auszutauschen, erste Ergebnisse und künftige Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen den Forschern zu diskutieren. Am Beispiel von Projekten aus den Bereichen Frauengeschichte und Widerstandsforschung sollen Möglichkeiten und Grenzen des Erinnerungsinterviews erörtert werden.

Vorläufiges Tagungsprogramm:

Samstag, 5. Mai, 10.00 bis 12.30 Uhr

Vorstellung von Projekten aus dem Bereich „Widerstandsforschung“: Hans Schafranek (Wien): Das Projekt (DÖW/IWK) „Erzählte Geschichte“; Andreas Maislinger (Innsbruck): Widerstand in Tirol (Videointerviews); Gernot Egger (Bregenz): Interviews mit ehemaligen Spanienkämpfern aus Vorarlberg; Christian Fleck (Graz): Interviews mit ehemaligen Partisanen aus der Steiermark; Michael Pollack (Paris-Berlin): Interviews mit ehemaligen KZ-Häftlingen

14.00 bis 18.00 Uhr

Vorstellung von Projekten aus dem Bereich „Frauengeschichte“: Eva Viethen (Wien): Interviews mit Wiener Arbeiterinnen (vor 1900 geboren); Luise Kobau (Wien): Interviews mit ehemaligen Dienstmädchen; Sigrun Bohle / Christa Hämmerle (Wien): Interviews mit ehemaligen Hebammen; Petra Helm (Wien): Interviews mit Frauen über Sexualität und Hygiene in der Zwischenkriegszeit

Sonntag, 6. Mai, 10.00 bis 12.30 Uhr

Vorstellung von Projekten aus dem Bereich „Sozial- und Alltagsgeschichte“: Rudolf Ardet / Ingrid Bauer (Salzburg): Das Projekt „Augenzeugen der Geschichte der Salzburger Arbeiterbewegung“ (Lebensgeschichtliche Interviews); Karin Schmidlechner / Eduard Staudinger (Graz): Interviews zur Sozial- und Organisationsgeschichte der steirischen Arbeiterbewegung (mit Videointerviews); Norbert Ortmayr (Wien): „Beim Bauern im Dienst“. Interviews zur Sozialgeschichte des ländlichen Gesindes in Österreich; Hans Safrian / Reinhard Sieder (Wien): Interviews zu Alltagserfahrungen und politischem Handeln von Wiener Arbeitern in der Ersten Republik; Hubert Humer (Linz): Interviews mit ehemaligen Bergarbeitern im Hausruckviertel; Halmut Paul Fielhauer (Wien): „Die verschwiegene Minderheit. Slowaken an der March“

14.00 bis 18.00 Uhr

Diskussion künftiger Kooperationsmöglichkeiten.

Videovorführungen und ein Bücher- und Zeitschriftenstand ergänzen das Tagungsprogramm.

BIBLIOTHEK DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

Seit Jänner 1984 wird an der Katalogisierung des Bücherbestandes des IWK gearbeitet; der Großteil der vorhandenen Bücher erschien zwischen 1900 und 1945.

Bis jetzt haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Werke zur Geschichte des Sozialismus, der sozialistischen Bewegung, vor allem zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung; Broschüren und Schriften, die das Verhältnis der Sozialdemokratie zu Fragen und Problemen des Krieges, der Religion und Kirche, des Kapitalismus, des Internationalismus und Faschismus behandeln.

Einen breiten Raum nehmen Biographien und Autobiographien, Briefsammlungen und Werkausgaben der

Klassiker der sozialistischen Arbeiterbewegung ein: z.B. Gesammelte Werke von Marx, Engels, Lenin, Lassalle, Viktor Adler (ohne Vollständigkeitsanspruch), Biographien von Marx, Engels, Lenin, Lassalle, Renner, Schober (o. V.), Autobiographien von Trotzki, Balabanoff, Bebel, Bernstein, Proudhon, Franz Vraný (1983). Durch Neuzugänge, wie z.B. die Werke des Boltzmann-Instituts zur Geschichte der Arbeiterbewegung, wird versucht, die Bestände der IWK-Bibliothek auf einen aktuellen Stand zu bringen.

Noch nicht durchgesehen sind die Werke zu Philosophie, Psychoanalyse, naturwissenschaftliche Bücher und die literarischen Ausgaben, sowie die Zeitschriften. Bis zum Herbst wird die Bibliothek soweit geordnet sein, daß sie den Mitgliedern und Seminarteilnehmern des IWK für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung stehen kann.

Die Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft veranstaltet in der Zeit vom 19. August (Anreisetag) bis 26. August (Abreisetag) 1984 in Kirchberg am Wechsel, Niederösterreich, das

IX. INTERNATIONALE WITTGENSTEIN-SYMPOSIUM

mit der Thematik „**Philosophie des Geistes – Philosophie der Psychologie**“

Sektionen:

1. Wittgenstein
2. Das Leib-Seele-Problem
3. Empirische Zugänge zum Geistigen
4. Intentionalität
5. Bewußtsein, Wille
6. Neuere Methoden in der Philosophie des Geistes und der Psychologie
7. Funktionalismus

Ein Seminar „Fünfzig Jahre Bühlersche Sprachtheorie“ ist Teil des Programmes.

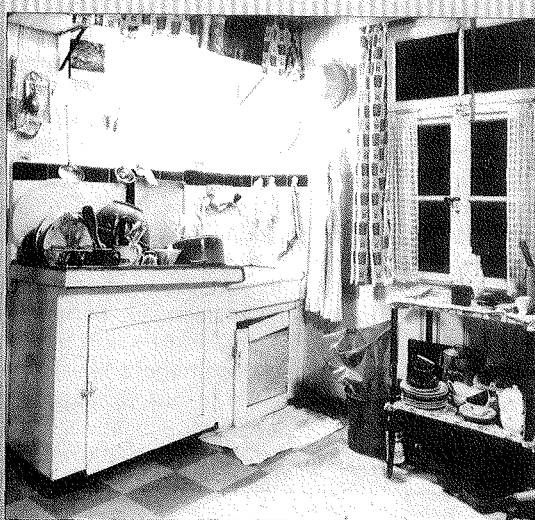
Ein spezieller Workshop über „Philosophische, psychologische und pädagogische Aspekte einer universellen Sprache“ ist in Aussicht genommen.

Personen, die im Rahmen der angeführten Sektionen und Seminare ein Referat halten wollen (Referate für die Sektionen 2–7 und die Seminare müssen nicht mit Wittgensteins Philosophie in Verbindung stehen), werden gebeten, sich entweder an die Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, per Adresse Dr. Adolf Hübner, Markt 234, A-2880 Kirchberg am Wechsel – oder an Professor Werner Leinfellner, University of Nebraska, Department of Philosophy, Lincoln, Nebraska 68508 / USA, zu wenden. Ein Formblatt für die Kurzfassung des Vortrages wird zugesandt. Annahmeschluß für Kurzfassungen ist der 15. Juni 1984. Das Organisationskomitee muß sich im Falle zu zahlreicher Einsendungen eine Auswahl vorbehalten. Eine Verständigung über die Annahme eines Vortrages erfolgt bis spätestens 15. Juli 1984. Konferenzsprachen sind Deutsch und Englisch.

Anfragen und Anmeldungen zur Teilnahme sind (möglichst umgehend) erbeten an Dr. A. Hübner (Adresse obenstehend). Anmeldeformulare und weitere Informationen werden zugesandt. Die Konferenzgebühr beträgt öS 1000,—, für Studenten öS 300,—.

Katalog zur Ausstellung „Frauenalltag und Frauenbewegung 1890–1980“

Historisches Museum, Frankfurt a.M., Stroemfeld/
Roter Stern 1981. 200 Seiten, über 400 Abb., S 195,–



Katalog

Frauenalltag
und
Frauenbewegung
1890-1980

Historisches Museum Frankfurt a.M.

Im Oktober 1980 wurde im Historischen Museum der Stadt Frankfurt a. M. eine Ausstellung zum Thema „Frauenalltag und Frauenbewegung 1890–1980“ eingerichtet. Die Vorbereitungszeit betrug zwei Jahre, wobei es den Veranstalter gelang, die Zielgruppe, deren Geschichte zum Thema gemacht werden sollte, schon im Planungsstadium durch Diskussionen, Referate, Filmabende usw. zu interessieren und zur Mitarbeit zu bewegen.

Der Inhalt dieser Dokumentation ist die Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung. Das Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern in einer patriarchalischen Kultur hatte die Frauen noch konsequenter aus der Geschichte eliminiert als die unterdrückten Klassen. Doch das Wissen um die eigene Geschichte ist die Voraussetzung für die Identitätsfindung.

„Indem wir uns geschichtlich vergleichen, erfassen wir unsere eigene Herkunft, das Ähnliche, sich Wiederholende, und dann auch das Einzigartige unserer eigenen Erfahrung.“ (Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19./20. Jh., Frankfurt a.M. 1958, S. 14)

Empirische Untersuchungen bestätigen den Mädchen weniger Interesse an der Geschichte als den Buben. Dies kann als Widerstand gegen eine Geschichtsschreibung und Geschichtsvermittlung gewertet werden, in der sie selbst nicht vorkommen. (Schulbücher zu „Mittelalter und Neuzeit“ erwähnen 95,2% Männer zu 4,8% Frauen; Unterrichtsbücher zur „Zeitgeschichte“ nur mehr 3,3% Frauen.)

„Die Auffassung von Geschichte und die Art, sie zu schreiben, ist immer auch eine Methode, Geschichte zu machen. Die Auslassung der Frau, systematische Auslöschung ihres Beitrages, ist ein Mittel, sie dadurch zu beherrschen, daß ihr die Identifizierungsmöglichkeit mit anderen Frauen entzogen wird und sie bei ihrer Identitätsfindung nur auf männliche Repräsentanten angewiesen ist.“ (Janssen-Jurreit, Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage, München, Wien 1976, S. 65)

Es ist umso rühmlicher, daß hier ein Anfang gesetzt wurde, durch die Einrichtung einer ständigen Präsentation der „Historischen Dokumentation“ innerhalb des Historischen Museums in Frankfurt, der Frauengeschichte Rechnung zu tragen.

Inhaltlich ist der Katalog zur Frauengeschichte in Epochen der politischen Geschichte des 20. Jh. gegliedert:

- I. Frauenleben im Kaiserreich 1890–1918
- II. Die „Revolutionierung“ der Frau in der Weimarer Republik 1918–1933
- III. Frauen zwischen Widerstand und Anpassung 1933–1945
- IV. Frauen in Nachkriegszeit und Wirtschaftswunder 1945–1960

Innerhalb dieser Abteilungen wurden sieben Themenkreise exemplarisch ausgewählt –

1. Liebe
2. Schönheit
3. Erziehung
4. Häuslichkeit
5. Beruf
6. Freizeit
7. Frauenbewegung

– die sich in allen Epochen wiederholen und damit die Kontinuität und Entwicklung, auch die Rückentwicklung in der Geschichte der Frauen aufzeigen.

Objektivierende historische Interpretationen und weibliche Lebensbedingungen werden gekoppelt mit subjektiven Erfahrungen von Frauen. Jedem der vier Hauptkapitel sind fiktive Kurzbiographien vorangestellt, die das Lebensalter in Beziehung zur Epoche setzen und so die Veränderung darstellen.

Die Exponate – die erst im Planungsstadium aufgetrieben wurden, denn im Bewußtseinsstand der Museumsdirektoren gab es den Aspekt der Frauengeschichte nicht – stammen aus dem Alltagsleben der Mittel- und Unterschichtfrauen. Es sind Gebrauchsgegenstände, Bilddarstellungen (Bilder zu Arbeitsvorgängen, Frauendarstellungen in Männerträumen, Porträts, Plakate, Szenen aus dem Frauenleben und dem Frauenalltag), sowie kunstgewerbliche Objekte und Kleinplastiken, deren künstlerische Gestaltung über die erotischen Normen und Mythen jeder Epoche Aufschluß geben. Die dazugehörigen Texte dokumentieren die Auswirkungen der politischen und ökonomischen Lage auf die Lebenssituation und die Emanzipationsmöglichkeiten der Frauen.

Der Versuch einer Aufarbeitung eines Teils der Historie sollte Beispielwirkung für die gegenwärtige Geschichtsschreibung haben. Dem Katalog zu dieser Ausstellung sind viele Leserinnen und Leser zu wünschen, denn Frauengeschichte ist für Frauen und Männer gleichermaßen wichtig. Alltag ist auch Frauenalltag.

Edith Prost

Lutz Niethammer (Hg.)

**„DIE JAHRE WEISS MAN NICHT, WO
MAN DIE HEUTE HINSETZEN SOLL.“**

**Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet.
1930 bis 1960**

**Band 1. Bonn, Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1983. 327
Seiten, S 232,40**

Der vorliegende Band von Aufsätzen ist Teilergebnis eines Forschungsprojektes, das folgende Grundsätze verknüpft:

- Die Geschichte der BRD kann nicht verstanden werden, wenn sie von der – bisher stiefmütterlich behandelten – Kontinuitätsproblematik der deutschen Zeitgeschichte isoliert wird.
- Das Ruhrgebiet hat in der Geschichte der BRD häufig eine politisch entscheidende Rolle gespielt. Gerade hier sind widersprüchliche Entwicklungen im politischen Verhalten in den untersuchten drei Jahrzehnten feststellbar (wie etwa das Faktum, daß die Sozialdemokratie hier im größten Industriegebiet Europas während der Weimarer Republik erstaunlich schwach war und während der Adenauer-Ära eine Konsolidierung erfuhr und sogar politische Vorherrschaft erringen konnte).
- „Unter den Möglichkeiten, die Kontinuität des Volkes zu erforschen und zum Beispiel mit demographischen oder sozialwissenschaftlichen Methoden zu beschreiben, erscheint als die historisch wichtigste und zeitlich vordringlichste die Erforschung der Volkserfahrung. Denn nur sie vermag die politische mit den soziokulturellen Dimensionen auch für solche Phasen, für die keine Medien des freien politischen Ausdrucks zur Verfügung standen, zu verknüpfen und die subjektiven Voraussetzungen des sozio-politischen Verhaltens zu erschließen“ (S. 7/8).

Das wichtigste Instrumentarium der Erfahrungsforschung ist das Erinnerungsinterview (die Interviews wurden zwischen 1980 und 1982 gemacht). „Erinnerungen sind keine objektiven Spiegelbilder vergangener Wirklichkeit oder Wahrnehmung“ (S. 19). Die Methodendiskussion der Oral History nimmt auch einen gebührenden Platz ein. Das Forschungsprojekt basiert auf über 200 lebens- und alltagsgeschichtlichen Interviews mit Frauen und Männern aus der Arbeiter- und Angestelltenschaft. Mit ausschnittshafter Dokumentation und sorgfältiger Interpretation dieser Zeugnisse sowie unter Hinzuziehung anderer Quellen entwerfen die Verfasser ein neues Bild von den Vorerfahrungen der Revierbevölkerung und beginnen somit, eine wichtige Forschungslücke zu füllen. Es werden folgende Themen behandelt: Frage der politischen Lager der Ruhrarbeiterschaft vor 1933 (31–65), Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews (67–96), Junge Bergleute in den dreißiger Jahren (97–132), Einzug von Frauen in die Büros der Thyssen AG (133–162), Heimat und Front, Problem der Kriegserinnerungen (163–232), Erinnerungen an die Fremdarbeiter im Ruhrgebiet (233–266), Weibliche Arbeitserfahrungen

in der Bergarbeiterkolonie (267–296), Nachbarschaftsbeziehungen (297–325).

Mit diesem Projekt hat die Alltags- und Erfahrungsforschung zweifellos einen wichtigen neuen Impuls erfahren und auch methodologisch wichtige Schritte vorwärts gemacht.

Gero Fischer

Fortsetzungsband:

Lutz Niethammer (Hg.)

**„HINTERHER MERKT MAN ERST, DASS ES RICHTIG
WAR, DASS ES SCHIEFGEGANGEN IST.“**

Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet

Bonn, Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1983. 320 Seiten,
S 232,80

Erich Rinka

FOTOGRAFIE IM KLASSENKAMPF

Ein Arbeiterfotograf erinnert sich

Leipzig 1981. 233 Seiten, S 225,20

E. Rinka (geb. 1902) stammt aus einer sorbischen Landarbeiterfamilie. Seit seiner Jugend arbeitete er im Druckergewerbe, trat in die Gewerkschaft und dann in den Kommunistischen Jugendverband ein. Aufenthalte in der Schweiz, in Italien, Holland. Mitte der Zwanziger Jahre enge Kontakte zur Arbeiterpresse und zur Arbeiterfotografie („Arbeiter Illustrierte Zeitung“/AIZ, „Arbeiterfotograf“). Wird Mitglied der ersten Kommission der Arbeiterkorrespondenten der „Roten Fahne“, ab 1931 Reichssekretär der Vereinigung der Arbeiterfotografen Deutschlands und ab 1932 Leiter des Internationalen Büros der Arbeiterfotografen. In diesem Buch dokumentiert E. Rinka nicht nur seinen eigenen Weg zur Fotografie, sondern schildert – belegt mit zahlreichen wichtigen Dokumenten und Fotografien – die Entstehung der Arbeiterfotografie als Teil der Arbeiterbewegung, die Problematik der Organisation („Arbeiterkorrespondenten“), weiters die Auseinandersetzung mit technischen Problemen (z.B. wie an Wochenenden das Schätzen der Entfernung geübt wurde, u.a.). Besonders interessant und für uns heute noch relevant ist die lebhaft geführte Diskussion um Fotoästhetik und fotografische Botschaft. Hier bestehen Anknüpfungspunkte zur „Alltagsfotografie“, deren theoretische Grundlagen in Entwicklung begriffen sind.

E. Rinka beschreibt konkret die Arbeit der Arbeiterfotografen, die Bedeutung der Fotoreportage für den alltäglichen politischen Kampf, die Funktion der Fotografie als Gegeninformation und Waffe gegen das Meinungsmonopol der Herrschenden. E. Rinkas Buch ist lebendig geschrieben, sehr informativ durch zahlreiches Quellen- und Bildmaterial und eine gute Einführung in die Arbeiterfotografie der Zwischenkriegszeit. In diesem Zusammenhang sei auf die hervorragende Darstellung von Roland Günter: „Fotografie als Waffe. Zur Geschichte und Ästhetik der Sozialfotografie“ (Reinbek 1982) hingewiesen, wo die sozialdokumentarische Fotografie im internationalen Kontext behandelt wird.

Gero Fischer

MORGENS DEUTSCHLAND ABENDS TÜRKEI

Berlin, Verlag Frölich und Kaufmann, 1981. 318 Seiten,
S 232,40

Der vorliegende Band geht auf eine Ausstellung in Berlin-Kreuzberg (1981) zurück und wurde vom Kunstamt Kreuzberg herausgegeben. Es ist ein Bild-Textbuch, das analytisch (Essays, Artikel) und sinnlich (Fotos von G. v. Bassewitz, Paul Glaser, Jean Mohr, Cihan Arin, Ruth Welz, Uwa Rau sowie Gedichte von Aras Ören) das Problem der türkischen Arbeitsemigration in Westberlin darstellt. Neben diesem türkisch-deutschen Alltag, Integrationsproblemen (Ausländerrecht, Schule, Akkulturation u. a.) behandelt das Buch das Alltagsleben in der Türkei (inklusive die gesellschaftlichen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse) und setzt sich mit den historischen Ursachen der türkischen Arbeitsemigration, den Bedingungen der Entstehung des Faschismus in der Türkei auseinander.

Dieses Buch ist ein gelungenes Beispiel wissenschaftlich-künstlerischer Grenzüberschreitungen. Der wissenschaftliche Text (verfaßt von mehreren Autoren) erfährt durch die Bilder und Gedichte eine kongeniale Ergänzung. Die Fotos (in Schwarz-Weiß) berühren, machen betroffen, vermitteln Subjektivität, die Ästhetik der Bilder ist dem Inhaltlichen verpflichtet, nirgends lassen sie den oberflächlichen Eindruck einer „groß „faszinierenden Exotik“ aufkommen. Der Anlage nach, formal wie inhaltlich, ist dieses Buch vergleichbar mit J. Berger – J. Mohr: Arbeitsemigranten. Erfahrungen/Bilder/Analysen (Hamburg 1976), das als Einstieg in die Gastarbeiterproblematik – auch schon des geringeren Umfanges wegen – besonders geeignet ist.

Gero Fischer

MAGUBANES SÜDAFRIKA

Frankfurt, S. Fischer Verlag, 1979. 116 Seiten

Peter Magubane (Jahrgang 1932) ist der bedeutendste Fotograf Schwarzafrikas. Bald nach seinem Schulabgang wandte er sich der Fotografie zu, arbeitete für das Magazin Drum, erhielt Aufträge für Fotoreportagen (über den ANC, Kinderarbeit, das Massaker von Sharpeville, Umsiedlungsmaßnahmen etc.). Der rassistische Alltag Südafrikas brachte ihn immer wieder in Konflikt mit der Polizei. Verhöre, Beschlagnahme der Fotoapparate, Verhaftungen, Strafen, Gefängnis, Folter, Einzelhaft... 1963 war er der erste Schwarze in Südafrika, der eine eigene Ausstellung hatte, in einer Kunstgalerie in Johannesburg. Ausstellungen in London und der BRD folgten. Seit 1965 arbeitet er bei der Zeitung Rand Daily Mail mit. 1970 wird er für fünf Jahre gebannt, kann als Fotograf nicht arbeiten und schlägt sich als Kaufmann durch. Es folgen neuerliche Verhaftungen (insgesamt 586 Tage Einzelhaft, sechs Monate „normales Gefängnis“ ohne Anklage, ohne daß er eines Verbrechens überführt wird). Ab 1975 ist er

wieder als Fotoreporter tätig (Reportage über Soweto).

Magubanes Bilder und Texte sind mehr als ein Dokumentarbericht über das Leben in Südafrika, sie sind Spiegel des Alltags und Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität.

Sie sind darüber hinaus auch Waffen im Kampf für demokratische, menschenwürdige Lebensbedingungen. Magubane: „Ich weiß nicht, was mir als nächstes zustößt. Ich werde weiter in Südafrika arbeiten und die besten Bilder machen, die ich machen kann. Ich hoffe, es werden nicht alle Bilder von Gewalttätigkeiten sein.“

Das vorliegende Buch faßt die besten Arbeiten aus Peter Magubanes zwanzigjährigem Schaffen zusammen, ein Werk zu Zeitgeschichte, Politik und Gesellschaft des heutigen Südafrika aus der Sicht und in der Bildersprache der Betroffenen.

Gero Fischer

Bogdan Dziworski

MY VIEW

Polish impressions in photography

Wien, Hannibal Verlag, 1981

Der Titel ist etwas irreführend: Englisch ist bloß die Übersetzung des auch deutsch abgedruckten Vorwortes von Peter Henisch, und außerdem stammen nicht alle in dem Band veröffentlichten Bilder aus Polen, sondern zum Teil auch aus Bulgarien, was allerdings nur ein gewiefter sprachanalytischer Zugang zu deuten vermag. Damit ist der Hauptmangel des Buches angesprochen: Die Bilder sind nicht beschrieben und daher weder einordbar noch lokalisierbar. Die Idee der Herausgeber, nur die Sprache der Bilder in Szene zu setzen, mag gut gemeint sein, birgt aber u. a. auch Gefahren, wie die Reduktion auf reine formale Ästhetik; außerdem läßt die kontextlose Anordnung der Bilder der Beliebigkeit der Interpretation beim Betrachter zuviel Raum. Das ist schade, denn dadurch wird B. Dziworskis Bildersprache, ihre fotografische Botschaft relativiert.

B. Dziworski ist von Beruf Kameramann, hat verschiedene preisgekrönte Kurzfilme gedreht und in seiner Heimat höchste Auszeichnungen für seine fotografische Arbeit erhalten. Seine Bilder zeigen ungeschönten Alltag, strahlen ungewöhnliche Stärke, Dynamik und Emotionalität aus. „Wer immer beschreibt oder fotografiert, der interpretiert. Literatur, Fotografie – das kann sein voyeuristische Ausbeutung. Oder aber höchst subjektive Objektivierung von und zum Blickpunkt, zum Standpunkt der Humanität“ (P. Henisch im Vorwort). Die Bilder zeichnen sich durch eine „Ästhetik von Gegensatz und Widerspruch“ (P. Henisch) aus, sie sind dokumentarisch, ohne Verfremdung. B. Dziworski fängt das Tragische ebenso wie das Komische ein, Witz, Ironie, aber auch Hintergründigkeit, macht Alltag, Wirklichkeit bewußt, kurz Fotografie in Reinkultur. P. Henisch: „Dziworskis Fotos: Fotografierte Widersprüche. Sein fotografisches Werk: eine Position.“

Gero Fischer

Hubert Ch. Ehalt

AUSDRUCKSFORMEN ABSOLUTISTISCHER HERRSCHAFT

Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert

Wien, Verlag für Geschichte und Politik, 1980. 256 Seiten, 34 Abb., S 295,-

Die erkenntnisleitende Maxime, die Ehalt nicht nur für seine Arbeit, sondern für Geschichte als wissenschaftliche Disziplin schlechthin formuliert, lautet, daß es dieser um das „Aufzeigen des Gewordenseins der sozialen und politischen Gegenwart“ gehen muß. Es ist also nicht archivarisches Interesse, das Ehalt den österreichischen Absolutismus studieren läßt, sondern stets die Frage, was von dieser durch den Hof und höfisches Verhalten gekennzeichneten Welt noch nachwirkt: „Die historische Untersuchung der Funktion höfischer Rationalität und Formen kann aufzeigen, daß noch aktuelle Verhaltensweisen, die als ‚gutes Benehmen‘ oder ‚feine Manieren‘ weitgehend positiv sanktioniert und zudem häufig durch sprachliche Etiketten wie ‚vornehm‘, ‚nobel‘, ‚distinguiert‘ vor Kritik geschützt werden, zu einem großen Teil Handlungsreste sind, die einst als Gesten des Herrschens oder Dienens ihre Bedeutung besaßen.“

Ausgehend von diesen gesellschafts- und ideologiekritischen Postulaten versucht Ehalt nun eine „Analyse der Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft“, wobei es ihm darum geht, den Zusammenhang zu untersuchen, der zwischen den „Funktionen bestimmter Verhaltensformen und der Gesellschaftsstruktur besteht, in der diese Formen sich entfalten“, wobei es ihm als eine Hauptaufgabe schien, zu zeigen, daß Regelmäßigkeiten des gesellschaftlichen Lebens, wie Normen, Werte, Gewohnheiten, Institutionen, die „intendiert sind als kulturelle Objektivationen, im Verlauf eines einmaligen historischen Bildungsprozesses entstanden sind, von Menschen gemacht werden, insofern aber kritisierbar und veränderbar sind“.

Ehalt spannt dann einen weiten Bogen, vom Absolutismus als Forschungsproblem der Verfassungs-, Kultur- und Sozialgeschichte über Genese und Erklärungsformen höfischer Rationalität als einer Denk- und Lebensweise, der es nicht um den argumentativen, begründenden Diskurs, sondern um raffinierte Repräsentation von Stellung und Stand durch Stilisierung und Disziplinierung ging, bis hin zu den kulturellen Produkten höfischen Lebens, wie Garten- und Schloßarchitekturen, Zeremonien, Oper, Theater und Feste. Die wissenschaftsintegrative Methode, die Ehalt dabei mit Geschick und Kenntnis anwendet, erlaubt es ihm, einen oft gemachten Fehler zu vermeiden, und nie einzelne Aspekte der höfischen Zivilisation isoliert voneinander zu betrachten, sondern es gelingt ihm, ihre Vermitteltheiten herauszuarbeiten. Faszinierend zu lesen, wie sich Lebens- und Denkformen des Hofadels in Architektur und Kunst bis in die Details der ästhetischen Ausgestaltung niederschlagen. Dieses Wissen um die Herrschaftsverhältnisse, die einmal dahintersteckten und deren Ausdruck sie war, relativiert mit Recht den oft allzu affirmativen Blick auf die barocke Pracht, der man ja gerade in Wien kaum auskann.

An einigen Einzelheiten der Darstellung wäre vielleicht sachliche Kritik zu üben, doch dies sollte einer Fachdiskussion vorbehalten bleiben, da es nicht um den prinzipiellen Ansatz geht. Grundsätzlich wären aber vielleicht zwei Fragen zu stellen: Ehalt trennt die höfische Rationalität von der bürgerlichen Aufklärung. Es sind für ihn zwei verschiedene Formen der Organisation von Gesellschaft und ihrer Reflexion darüber, deren Zusammenhang wohl angedeutet, aber nicht in extenso ausgeführt wird. Offen bleibt, inwiefern die erstere in ihren verschiedenen Ausformungen selbst schon die Bedingungen und die keimhaften Ansätze für das Aufkommen bürgerlicher Vernünftigkeit bereitstellte. Hier könnte etwa durchaus die These gewagt werden, daß die höfische Rationalität, etwa gegenüber der Natur als Geometrisierung der Landschaft zum Park, schon jenen Gedanken antizipiert, der dann als Idee und Praxis völliger Naturbeherrschung in der Moderne zu sich findet. Und offen bleibt auch die – vielleicht wirklich marginale – Frage nach dem Verhältnis von historisch-sozialer Bedingtheit und ästhetisch unbedingter Geltung von Kunstwerken: Denn das in seiner Funktion als Ausdrucksträger absolutistischer Herrschaft dechiffrierte Kunstwerk mag durchaus trotzdem mehr sein als nur dieser. Das ändert, gemäß dem Benjaminschen Dictum, nach dem jedes Dokument der Kultur auch eines der Barbarei sei, nichts an der Notwendigkeit einer – von Ehalt vorzüglich durchgeführten – Darstellung der inhumanen Verhältnisse, die solcher Kunst zugrunde lagen und in ihr zum Ausdruck kommen.

Konrad Liessmann

WIEN WIRKLICH

Ein Stadtführer durch den Alltag und seine Geschichte

Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1983. 320 Seiten und Abbildungen, S 160,-

Im Jahre 1982 fand sich eine Gruppe „aus den fortschrittlichen Ecken von Wissenschaft, Schule, Architektur und Rathaus“ zusammen, um „über das zu schreiben, was in den Wien-Büchern nicht steht, und über das, was in ihnen steht – nur verkehrt“. Soweit der von den Autoren gestellte Anspruch. Inzwischen liegt das im Juni 1983 erschienene Buch bereits in der 2. Auflage vor. Das Konzept der etwa 30 Autoren, „die Probleme dieser Stadt Besuchern, Bewohnern, Freunden und Fremden“ derart näher zu bringen, daß diese sinnlich erfahrbar werden und Anreiz für Eigenentdeckungen geben – ohne auf Klischees einer „harmonisierenden, hochglanzpolierten, auf große Gestalten, Innenstadt und Schönbrunn bezogenen“ Darstellungsweise zurückzugreifen –, dürfte angesichts der positiven Reaktionen, die sich auch in den Verkaufszahlen ausdrücken, aufgegangen sein.

Die 52 – sich als eine erste kritische Bestandsaufnahme verstehenden – Beiträge sind in keinen fixen Raster gefügt. Sie streben, nach dem Selbstverständnis der Autoren, auch nicht die umfassende Abbildung aller Stadtprobleme an; vielmehr sollen sie einen aktivieren-

den Zugang für eine kritische Aufarbeitung „der Heimat“ oder „der Fremde“ (je nach Verortung) schaffen. Nach traditionellen Kriterien für Stadtführer könnte die „Bruchstückhaftigkeit“ von „Wien wirklich“ als Manko interpretiert werden. Da die Herausgeber in ihrem Vorwort aber darlegen, daß ihr Stadtführer „sowenig wie möglich führen, eher zum Umherstreifen und Überlegen anregen, zum Widersprechen und Widerstehen“ auffordern soll, setzt sich die impressionistische Struktur des Bandes bewußt von der Form des reglementierenden sight-seeing, wie es der bildungsbürgerliche Tourismus und der Heimatkundeunterricht verbreitet, ab.

Die Bandbreite der Beiträge reicht von der historischen Entstehung – „wie Wien wurde“ – über die spezifische Entwicklung einzelner Stadtteile, wie Leopoldstadt, Favoriten, Gumpendorf, Penzing, zu Problemen des Verkehrs, alternativer Kulturvorstellungen bis hin zu den „Zeichen, die die Stadt bedeuten“.

Die in den Beiträgen genannten Schauplätze der Stadt sind in einem Kartenanhang, den „Stätten des Alltags“, dargestellt und für den Interessierten leicht auffindbar.

Vielleicht werden wir auf dieser Reise durch Wien, begleitet von „Wien wirklich“, erfahren, daß diese Stadt nicht nur „wanderbar“, sondern auch veränderbar ist.

Erwin Kliwič

KULTURJAHRBUCH 2

Wiener Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1983. 370 Seiten, S 240,-

Im Jahre 1982 wurde in Wien von einer Gruppe kulturwissenschaftlich und kulturpolitisch tätiger Wissenschaftler, Künstler und Lehrer das KULTURJAHRBUCH 1 (82/83) herausgegeben. Dies mit dem Anspruch, einen Beitrag zur Analyse, Kritik und Gestaltung des österreichischen Kulturlebens zu leisten. Die Autoren gingen von einem umfassenden, lebensbezogenen Kulturbegriff aus:

„Es geht uns darum, Kultur historisch und in der Gegenwart als Lebenszusammenhang deutlich zu machen, Kultur als Einheit zu begreifen und nicht aufgesplittet in ‚Hochkultur‘ und ‚Alltagskultur‘“ (S. 1f.).

Bei der Thematisierung der alltäglichen Dimension von Kultur wurde im Rahmen des KULTURJAHRBUCHES 1 eine interdisziplinäre Zusammenarbeit versucht.

Das KULTURJAHRBUCH 2 (83/84) blieb dieser Tradition treu. Herausgegeben von O. Bockhorn, H. Ch. Ehalt, H. P. Fielhauer, G. Fischer, G. Heiß, J. Mende, E. Saurer, D. Schrage, A. Staudinger, umfaßt der Band 34 Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik von Lehrern, Volkskundlern, Sozialhistorikern, Soziologen, Schriftstellern, Philosophen, Wirtschaftswissenschaftlern, Kunst-erziehern, Architekten, Politologen und Medienwissenschaftlern.

Das Jahrbuch ist in sechs Teile gegliedert: Der Teil „Kulturarbeit und Alltagskultur“ enthält u. a. Beiträge über die Verhältnisse von Stadterneuerung und Alltagskultur, über die verschiedenen Versuche einer bedürfnisorientierten Kulturarbeit, über das Sittenbild von türkischen Gastarbeitern, über die letzten Fährleute in Wien und über das Beamtenleben (H. Hovorka/L. Redl, J. Berger, Rotstiliz-

chen, D. Schrage, J. Hawlik, G. Fischer, H. Palme, H. Ch. Ehalt, F. Putz).

Der nächste Teil „Museum und Ausstellungen“ ist eine Fortsetzung der im ersten Band des KULTURJAHRBUCHES begonnenen Diskussion über die Möglichkeiten und Perspektiven einer Bildungsarbeit in österreichischen Museen. Die Polemik richtet sich primär darauf, wie sehr die Museen sach- und nicht besucherbezogen sind. Aus dieser Situation heraus hat sich – wie wir aus einem weiteren Beitrag erfahren – eine Gruppe von Museums-pädagogen zu einer „Museumsinitiative“ zusammengeslossen, deren Konzept eine Reaktion auf die offizielle Museumspolitik darstellt. Die folgenden Berichte analysieren die Ausstellung „Türken vor Wien“. Mit Recht wird dabei vor allem kritisiert, daß die Ausstellung statt Friedenserziehung die Glorifizierung des Krieges vermittelt hat, und daß der Orient nicht in seiner Eigentümlichkeit, sondern europäisiert dargestellt wird. Dieses eurozentrische Geschichtsbild verhindert das Verständnis für andere Kulturen und zementiert weiterhin die Vorurteile. (G. Fliedl, W. Stach, H. R. Hildebrand/L. Klein-Wisenberg, G. Heiß, M. Grothaus, S. Pirstinger.)

Im weiterführenden Teil „Musikerziehung“ handelt der Aufsatz von W. Jank über politische Bildung in der Schul-musikerziehung und von Problemen mit einem Unterrichtsprinzip in Theorie und Praxis.

Aus dem Abschnitt „Medien“ ist der sehr persönlich formulierte Bericht über die Mediengewohnheiten von Arbeitslosen hervorzuheben. Es ist dabei dem Autoren-paar H. Fielhauer/H. Sturany gelungen, die menschliche Seite des Problems der Arbeitslosigkeit ohne Sentimentalismus, jedoch sensibel wiederzugeben.

Wem die „perfekte Misere“ und „Selbstausbeutung“ der österreichischen Autoren und Verlage noch unbekannt ist, kann die erschütternde Wahrheit aus den Beiträgen von H. A. Niederle und N. Jensen im Teil „Literatur“ erfahren.

Die Diskussionsbeiträge des Schlußabschnitts „Kulturwissenschaft, Aufklärung und Emanzipation“ analysieren die Frage, was Kulturwissenschaft und Kulturarbeit leisten kann. Nach der Aufzeichnung der Gefahren bei der Verwirklichung emanzipatorischer Wissenschaft und der wichtigsten gegenaufklärerischen Tendenzen stellt der Beitrag von H. Ch. Ehalt die programmatischen Ansprüche einer kritischen Kulturwissenschaft dar.

Analysen der aktuellen Kritik an der aufklärerischen Funktion von Wissenschaft und Methodendiskussion schließen den zweiten Band des KULTURJAHRBUCHES ab (L. Nagl, G. Steingress, K. Liessmann, W. Pircher, G. Fischer, R. Girtler, H. Safrian).

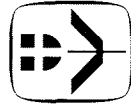
Alles in allem kann man feststellen, daß das KULTURJAHRBUCH 2 einen guten Einblick in die aktuelle kulturpolitische und kulturwissenschaftliche Diskussion bietet, der durch subjektive Erfahrungen und Berichte ergänzt wird. Vergleicht man die zwei Sammelbände (82/83 – 83/84) miteinander, so fällt jedoch auf, daß der erklärte Wunsch der Mitarbeiter „um einen gut lesbaren und essayistischen Stil“, der sich noch im ersten Jahrbuch findet, im zweiten nicht mehr in der Selbstdarstellung aufscheint. Es wäre zu begrüßen, dies wieder in Erinnerung zu rufen.

Marie H. Hegedüs

Trixi Schuba:

„Die Sparform für mich...“

33 1/3% Prämie auch für Ihr Spargeld...
(...und alle Vorteile einer Lebensversicherung!)



WIENER
STÄDTISCHE
Wer versichert ist, hat einen Freund



PRÄMIEN
SPAR
VERSICHERUNG

BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich erkläre mich mit den Bestrebungen des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ einverstanden und melde meinen Beitritt als Mitglied an.

Vor- und Zuname: _____

Geburtsdaten: _____ Telefon: _____

Wohnungsanschrift: _____

Berufsanschrift: _____

Beruf: _____

Interessenrichtung: Philosophie, Geschichte, Kunst, Musik, Naturwissenschaft, Sozialwissenschaft, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft*

Datum: _____ Unterschrift: _____

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt S 100,—. Jugend- und Studentenmitgliedschaft (bis 25 Jahre bzw. bis Beendigung des Studiums) S 50,—.

* Nichtzutreffendes streichen

Ich bestelle

___ Ex. AUSEINANDERSETZUNGEN ZWISCHEN
VEREINSMEIEREI, DEMOKRATISIERUNG
UND EXPERTENHERRSCHAFT
S 40,— (und Versandkosten S 10,—)

___ Ex. POLITISCHES LIED
S 79,— (und Versandkosten S 10,—)

___ Ex. DIE VERBRANNTEN BÜCHER
S 25,— (und Versandkosten S 10,—)

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Die Aktivitäten des Instituts für Wissenschaft und Kunst sollen durch diese Zeitschrift vierteljährlich dokumentiert werden. Falls Sie an der Zeitschrift Interesse finden, bitten wir Sie, das Institut für Wissenschaft und Kunst mit einem jährlichen Mitgliedsbeitrag von S 100,— (Studenten S 50,—) zu unterstützen. Sie werden dann auch regelmäßig über unsere Veranstaltungen informiert. Unsere Kontonummer bei der Zentralsparkasse lautet 601 151 707.

Absender:

Weitere Anschriften von Interessenten:

INSTITUT FÜR
WISSENSCHAFT UND KUNST
Berggasse 17/1
1090 Wien

Absender:

Weitere Anschriften von Interessenten:

INSTITUT FÜR
WISSENSCHAFT UND KUNST
Berggasse 17/1
1090 Wien